

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbjahresnummern: jährlich 28 Halbjahresnummern à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Rachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Es war etwas in dem Wesen der alten Frau, das Hudek jede Möglichkeit abschneidete, ihr den Gehorsam zu verweigern. Still-schweigend stellte er seinen Koffer nieder, und da er außer dem Holzstuhl, welchen sie selbst eingenommen hatte, kein anderes geeignetes Sitzmöbel zu erspähen vermochte, kauerte er sich auf den äußersten Rand des schmalen eisernen Bettgestells.

„Sie wollen also nicht angemeldet werden?“ begann Frau Haberland. „hm — das macht nichts! Dafür kann man mancherlei Gründe haben. Und ich melde meine Mieter niemals an — niemals! Die Polizei braucht ihre Nase nicht in alles zu stecken. Und ich hasse die Polizei — ja, ich hasse sie!“

Aus ihren tiefstehenden Augen sprühte ein unheimliches Feuer, und sie schlug mit der knochigen Faust auf den Tisch, daß das Glas der Lampe erklang.

Hudek verhielt sich ganz still; aber seine unscheinbare Gestalt schien immer mehr in sich zusammenzusinken.

„Na, warum reden Sie nicht?“ fuhr die Alte fort, ihn mit einem durchdringenden Blick betrachtend.

„Wenn ich sage, daß ich die Polizei hasse, so habe ich darum doch noch lange keine Lust, jedes Gesindel bei mir zu beherbergen. Lassen Sie sich's gesagt sein, Herr — wie war doch gleich Ihr Name?“

„Hudek!“ wiederholte er zuvorkommend. „Aber, wenn ich Ihre Worte dahin verstehen soll, daß es Ihnen leid geworden ist, mir das Zimmer abgetreten zu haben —“

„Leid — warum denn? — Wen's nicht juckt, der braucht sich nicht zu kratzen. Natürlich haben Sie schon gegessen?“

Die Frage war ganz unvermittelt und in demselben polternden Ton herausgekommen, in welchem sie alles übrige gesprochen hatte. Hudek zuckte zusammen, als hätte man ihm hinterwärts einen Faustschlag versetzt, und seine Augen irrten schon in alle Winkel der Küche. Aber nach einer kleinen Weile sagte er ganz leise und wie von einer unwiderstehlichen Gewalt dazu getrieben:

„Ja!“

„Hätt's Ihnen auch nicht geglaubt, wenn Sie nein' gesagt hätten. Ich habe einen Blick dafür. Was war's denn —“

he? Fälschung wahrscheinlich oder Betrug! Denn nach was Handfestem sehen Sie doch nicht aus!“

Hudek schüttelte den Kopf. In seinem schmalen Gesicht zuckte es und seine Hände waren in beständiger nervöser Bewegung.

„Ich wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wegen — wegen Diebstahls.“ stieß er hervor, an jedem Worte wirrend und doch sichtlich außer Stande, mit einer Länge zu antworten.



Deutschlands merkwürdige Bäume: Die Linde zu Bordesdorf.

Nach einer Photographie von G. J. Koch, Hofphotograph in Schleswig.

Die Alte wiegte den Kopf hin und her. Dann wurde sie aufs neue von einem ihrer heftigen Hustenanfälle heimgesucht und sie mußte ein wenig von dem abscheulich duftenden Kaffee trinken, ehe sie wieder zu sprechen vermochte.

„Sechs Monate — hm! — Und Sie haben sie abgemacht? In Plöhensee?“

„Nein! Meine Verurtheilung erfolgte in Breslau, und dort habe ich auch die Strafe verbüßt. Ich war damals Student.“ Frau Haberland fand nichts Ueberraschendes in der letzteren Mittheilung.

„Student — ja, das kennt man, und ein armer Teufel dazu — nicht wahr? Keinen Bissen Brod im Leibe, und dabei die anderen mit den bunten Bändern schlemmen und lumpen sehen wie die — na ja —; bei mir wohnte auch mal so einer, vor zehn Jahren glaube ich! Er mußte im Januar mit einem dünnen Sommeröckchen laufen, weil alles beim Pfandleiher war. Kaffee und Salzstücken und immer wieder Kaffee — und dabei bis zwei, drei Uhr nachts über den alten Schmöfern. 's war auch so ein jämmerliches Kerlchen wie Sie, und er ist natürlich in der Charité an der Auszehrung gestorben, ehe er mit seinem Studieren fertig war. Aber zu verwundern wär's nicht gewesen, wenn er gestohlen hätte, um sich mal satt zu essen. Und übelgenommen hatt' ich's ihm wahrhaftig nicht.“

Es gab ein kleines Schweigen, während dessen Hudez unruhig hin und her rückte. Dann sagte er plötzlich:

„Ich würde niemals aus Hunger gestohlen haben, Frau Haberland.“

„Nicht?“ — Sie sah ihn wieder mißtrauisch an. „Ja, warum denn sonst?“

„Ich hatte von Jugend auf eine leidenschaftliche Liebe für die bildende Kunst. Hätte ich auch nur die geringste Begabung besessen, so wäre ich ohne Zweifel ein Maler geworden. So aber wollte ich wenigstens das Studium der Kunst und ihrer Geschichte zu meiner Lebensaufgabe machen. Es ist mir schwer geworden, dahin zu gelangen — sehr schwer, denn ich war bettelarm. Aber ich konnte doch endlich die Universität beziehen, und wenn es mir da auch nicht besser erging als dem Studenten, von welchem Sie sprachen, so war ich doch sehr glücklich — wahrhaftig, es war bei Hunger und Noth die glücklichste Zeit meines Lebens. Man bemerkte meinen Eifer und war sehr gütig gegen mich. Nicht nur die öffentlichen Sammlungen durfte ich zu einer Zeit besuchen, wo sie andern verschlossen waren, sondern auf die Empfehlung des Professors hin gestattete mir auch ein reicher Privatmann die Benutzung seiner kostbaren Schätze an seltenen Radirungen und Stichen. Und ich hatte das Unglück, mich in einige dieser Blätter zu verlieben.“

Die Alte hatte seiner leisen, eintönigen Erzählung, die ihr zu weitläufig scheinen mochte, mit unverhohlenen Mißvergnügen zugehört. Nun aber fiel sie ihm schroff in die Rede.

„Schwören Sie doch keinen Unfimm! Ich weiß nicht, was Stiche und Radirungen sind; aber daß man sich nicht in Blätter verlieben kann, wenigstens nicht, wenn man seine gesunden fünf Sinne hat, weiß ich am Ende doch!“

„Vielleicht war ich wirklich nicht ganz bei Sinnen,“ sagte er, immer in das röthliche Flämmchen der trübe brennenden Küchenlampe starrend, „wie hätte ich sonst die Erbärmlichkeit begehen können, das Vertrauen zu täuschen, das man in mich setzte, und aus bloßer Sehnsucht nach dem Besitz nicht nur das öffentliche Kupferstichtabinett, sondern auch den edlen Mann zu beschlen, der mich in das Allerheiligste seines Hauses eintreten ließ, weil er einen rechtschaffenen Menschen zu unterstützen gedachte.“

„Na, nun hören Sie gefälligst mit den überspannten Redensarten auf, wenn man die ganze Geschichte überhaupt verstehen soll! Also Bilder sind es gewesen, nach denen Sie lange Finger gemacht haben?“

„Ja, einige Künstlerdrucke von höchster Seltenheit. Ich weiß nicht, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, sie zu entwenden; aber ich ging umher wie im Fieber, bis es mir gelungen war, einen nach dem anderen unter meinem Rocke unbemerkt hinaus zu schaffen. Als ich sie vor mir in der Stube hatte, tanzte ich vor Freuden herum wie ein Bahnhüfiger, und es kam mir gar nicht in den Sinn, daß es ein gemeines Verbrechen sei, dessen ich mich schuldig gemacht hatte. Ich war nur überfelig in dem Bewußtsein, die unvergleichlichen Blätter mein eigen zu nennen.“

„Na ja, so geht es immer, bis das dicke Ende nachkommt. Als Sie den Krempel an den Mann bringen wollten, nahm man Sie natürlich beim Kragen — nicht wahr?“

Hudez sah ohne Verständniß in das harte, faltige Gesicht. „An den Mann bringen?“ wiederholte er. „Verkaufen? — Ja, ich wollte sie doch nicht verkaufen!“

„Aber was, zum Henker, wollten Sie denn sonst? Wenn man hungert und friert, stiehlt man doch nicht zum bloßen Vergnügen.“

„Ich hatte in der That keine andere Absicht als die, mich Tag für Tag und Stunde für Stunde an dem Anblick meiner Lieblinge zu weiden. Vielleicht, ja, wahrscheinlich hätte ich sie ihnen rechtmäßigen Eigentümern freiwillig zurückgebracht, sobald mir die Tragweite meiner Handlung zum Bewußtsein gekommen wäre. Aber die Justiz war schneller als mein Gewissen. Der Diebstahl wurde schon nach wenig Tagen entdeckt, und der Verdacht konnte sich auf keinen anderen lenken als auf mich. Die Polizisten kamen, um Haussuchung zu halten, und sie fanden mich in das Anshauen meines Raubes versunken. Alles weitere geschah dann, wie es eben nicht anders geschehen konnte.“

„Und statt in ein Zrennhaus, wie sich's gehört hätte, sperrte man Sie ins Gefängniß! Ja, ja, das ist so die Weisheit der Herren von der Polizei und vom grünen Tisch! Uebrigens könnte ich die ganze Geschichte ja ebensogut für Schwindel halten; aber ich will sie glauben, weil — na, weil ich sie eben glauben will. Sie können also meinetwegen wohnen bleiben! Das heißt — wohlverstanden! — wenn Sie pünktlich bezahlen und wenn Sie sich nicht wieder in was verlieben, das Ihnen nicht gehört! Was vorbei ist, ist vorbei! Ein Raubmörder, der seine Strafe abgesehen hat und ein anständiger Kerl werden will, ist mir lieber als ein reicher Halsabschneider oder Leuteschinder, dem keine Polizei und kein Gericht was anthut und vor dem alle Welt auf dem Bauche liegt. Aber keine neuen Streiche, das will ich mir ausgebeten haben! Uebrigens, wovon leben Sie denn eigentlich? Mit dem Studieren ist es jetzt doch wohl Eßig?“

Hudez hatte seinen Blick wieder dem schwelenden Lampendocht zugewendet, als wäre es dieser, zu dem er spräche.

„Als ich meine Strafe verbüßt hatte, wurde ich vor einen höheren Polizeibeamten geführt, und dieser eröffnete mir, daß ich innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht nur die Stadt Breslau, sondern das Gebiet des preußischen Staates überhaupt zu verlassen habe. Ich bin ja in einem kleinen galizischen Städtchen geboren und österreichischer Staatsangehöriger. In Deutschland aber wird, wie mir der Beamte sagte, Ausländern, die wegen eines gemeinen Verbrechens bestraft sind, der Aufenthalt grundsätzlich nicht mehr gestattet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich wie ein Verbrecher in meine Heimath geschafft werden würde, sobald die hiesigen Behörden von meinem Dasein Kenntniß erlangten.“

„Darum also die Angst vor der Polizei! Und weshalb gehen Sie nicht freiwillig dahin, wo Sie hergekommen sind? Haben Sie denn keine Familie?“

„Meine Mutter ist längst todt; mein Vater war ein unverbesserlicher Trinker und sitzt seit Jahren halb blödsinnig im Armenhause, meine beiden älteren Schwestern, die als Dienstmädchen nach Wien gingen, sind auf schlechte Wege gerathen und längst verschollen.“

Die Alte stützte die Arme wieder auf die Tischkante und grub die knochigen Finger in das unordentliche weiße Haar. Hudez aber fuhr fort:

„Was könnte ich in meiner elenden Vaterstadt beginnen? Ich müßte unfehlbar verhungern, denn ich taue nicht zum Handelsmann, und für körperliche Arbeit bin ich zu schwach. Hier sammle ich Anzeigen für die Tageszeitungen und schreibe gelegentlich kleine Votalnachrichten, die mir von den Redaktionen bezahlt werden, ohne daß man mich viel um meine Papiere und um meine Verhältnisse befragt. Aber das ist schließlich nur Nebenfache. Das Wichtigste ist, daß ich mein Werk daheim in Galizien nimmermehr vollenden könnte.“

„Ihr Werk? — Was für ein Werk?“

„Einen Versuch über altniederländische Malerei, insbesondere über die Brüder van Eyck. Er wird ohnedies unvollkommen genug bleiben, was die geschichtlichen Unterlagen anbetrifft, denn ich muß ja sehr vorsichtig sein bei meinen Studien, und viele wichtige

Quellen bleiben mir deshalb verschlossen. Aber die herrlichen Werke der Brüder von Maaseyk in der königlichen Gemäldegalerie sind mir doch immer zugänglich. Es achtet da niemand mit besonderer Aufmerksamkeit auf einen von den Hunderten, die sich unaufhörlich durch die Säle bewegen.“

„So? — Und wenn nun das Werk fertig ist, werden Sie dann ein ordentliches Stück Geld dafür bekommen?“

„Geld? Wohl kaum! Ich werde es vielleicht sogar auf meine eigenen Kosten drucken lassen müssen. Aber es ist mir ja auch nicht um Geld zu thun, sondern um meine Rechtfertigung — um den Beweis, daß ich kein gemeiner Verbrecher bin — um die Reinigung meines Namens!“

Seine eintönige Stimme war nicht lauter und wärmer geworden, als er dies sprach; aber in den letzten Worten zitterte etwas wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen. Frau Haberland sah ihn verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Na, dann beilen Sie sich nur mit Ihrem Werk, damit Sie's noch erleben, daß es fertig wird! Und jetzt gehen Sie zu Bett! Es ist nicht gut für Sie, bis Mitternacht aufzustehen.“

Er folgte dem neuen Befehl ebenso gehorjam wie ihrer vorigen Weisung. Aber als er dann bei dem flackernden Licht einer Kerze in seiner arnfeligen Stube stand, blickte er verwirrt umher und griff sich mit beiden Händen an die Stirn.

Was hatte er gethan! Was war über ihn gekommen, daß er sein ängstlich gehütetes Geheimniß einer wildfremden Person in der ersten Stunde der Bekanntschaft preisgegeben — daß er sich auf Gnade oder Ungnade in die Hände eines rohen, ungebildeten Weibes geliefert hatte! Wenn sie nun morgen hinging, ihn anzuzeigen, um den vorausgezählten Zins behalten und ihr Zimmer von neuem vermieten zu können! Ein Zittern überlief seinen Körper, als er daran dachte. Aber bei alledem fühlte er doch etwas wie eine Erleichterung, hatte er eine unbestimmte Empfindung, als ob seine Kräfte plötzlich gewachsen seien. Und die jäh aufgestiegene tödliche Angst wich ebenso schnell und unerklärlich einem Bewußtsein fast behaglicher Sicherheit, als er durch die dünne Wand den trockenen, bellenden Husten der Alten hörte.

Er legte sich nieder und seine blassen Lippen zuckten wie zu einem Lächeln. — Zum ersten Male in seinem einsamen Leben hatte er ja eine Vertraute, eine Mitwifferin seiner geheimsten Hoffnungen und Sorgen!

Schnell und angenehm, fast wie ein schöner, lebhafter Traum vergingen Marie von Wendendorf die Stunden ihres ersten Besuches im Hause des Generals.

Der alte Herr hatte nicht gesäumt, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen, und es waren kaum vierundzwanzig Stunden seit seiner Unterredung mit Wolfgang verstrichen, als er die unheimlichen Treppen zu Mariens Wohnung erklimmte. Seine weltmännische Lebenswürdigkeit und der herzliche Ton, in welchem er sich über ihre stolze Zurückhaltung beklagte, hatten die erste, leicht begreifliche Verlegenheit der jungen Dame rasch besiegt und ihr Zutrauen gewonnen. Unbedenklich und mit einer Freudigkeit, welche vielleicht noch deutlicher, als sie es beabsichtigt hatte, verrieth, wie ihr damit nur ein lange gehegter Herzenswunsch in Erfüllung ging, hatte sie seine Einladung angenommen. Und nun war die Aufnahme, welche man ihr in dem schönen Heim an der Viktoriastraße bereitet hatte, wahrlich ganz danach angethan gewesen, all ihre Erwartungen und Hoffnungen zu übertreffen.

Der General war trotz seiner weißen Haare artig und ritterlich wie der jüngste Kavalier, und in der schwerfälligen, wortfargen Ruhe seiner wohlbeleibten Gemahlin fand Marie viel eher eine gewisse anheimelnde Gemüthlichkeit als etwas Abstoßendes und Eraltendes. Gilly aber offenbarte die ganze übersprudelnde Lustigkeit und Frische ihres sprühenden Temperaments, und ihre fröhliche Ausgelassenheit wirkte bald so ansteckend auf Marie, daß die beiden jungen Damen vertraulich lachten und scherzten, als hätten sie niemals aufgehört, im engsten verwandtschaftlichen Verkehr miteinander zu leben.

„Eigentlich ist es nicht sehr schmeichelhaft für meine Brüder, daß Du noch gar nicht nach ihnen gefragt hast.“ sagte Gilly, als sie Marie in ihr Zimmer geführt hatte, um sie die dort in reizendem Durcheinander aufgestapelte Fülle allerliebster Nichtigkeiten

bewundern zu lassen. „Du und Engelbert, Ihr waret doch seinerzeit die dicksten Freunde.“

„Wirklich? Ein wie gutes Gedächtniß Du hast, liebe Gilly!“ erwiderte Marie, sehr angelegentlich ein paar zierliche Weißner Nigarichen betrachtend. „Nun, ich hoffe, Deine Herren Brüder befinden sich bei guter Gesundheit.“

„Ich bedanke mich in ihrem Namen für diesen rührenden Ausdruck Deiner Theilnahme. Ja, es geht ihnen ganz gut. Engelbert steht bei den Dragonern. Er ist ein wenig gewachsen, seitdem er Dich damals bei der kleinen Ueberchwemmung über die Strafe trug.“

Marie vermied es noch immer, ihrem Bäschen das Gesicht zuzuwenden.

„Und Lothar?“ fragte sie rasch. „Mein Bruder sagte mir, daß er im Begriff sei, die richterliche Laufbahn einzuschlagen.“

„Ja — leider! Es ist unbegreiflich! Und er war schon nahe daran, Landrath zu werden. Aber er läßt nicht mit sich reden, in dieser Sache so wenig wie in allem andern! Im großen und ganzen ist er da unten, wo er das Landrathsamt verwaltete, ein wenig sonderbar geworden, der gute Lothar! Nun, Du wirst ihn ja heute noch wiedersehen; aber ich wette, daß Engelbert Dir hundertmal besser gefällt als er!“

„Ist es gestattet, darin zu blättern?“ warf Marie ein, auf ein Album für Photographien deutend, das ihr als Ablenkungsmittel für diese unaufhörlichen Hinweise auf ihren Vetter Engelbert sehr willkommen schien. Und als Gilly bereitwillig bejahte, ließ sie ihre Blicke ziemlich gleichgültig über die Bildnisse der Damen und Herren hingleiten, die ihr sammt und sonders unbekannt waren. Nur das Kabinetbildniß eines in ganzer Figur dargestellten jungen Herrn, der das fleidsame Gewand eines italienischen Edelmannes aus dem sechzehnten Jahrhundert trug, fesselte um der Schönheit und Ritterlichkeit der ganzen Erscheinung willen ihre Aufmerksamkeit.

„Ein prächtiger Kopf!“ sagte sie; „das Urbild muß sich in der Masterade sehr gut ausgenommen haben!“

Gilly schaute ihr über die Schulter und lachte fröhlich auf.

„Das will ich meinen! — Und Du erkennst ihn nicht? — Es ist Engelbert. — Nun, er wird sich sehr geschmeichelt fühlen durch Deine Anerkennung.“

Marie blätterte rasch weiter.

„Du wirst ihm meine Aeußerung doch nicht wiederholen? Ich bitte Dich inständig, liebe Gilly, das zu unterlassen.“

„Nun ja, wenn es Dich beruhigt — meinewegen! Uebrigens hättest Du nicht zu fürchten brauchen, daß er Dir daraufhin gleich eine Liebeserklärung machen würde. Sein Herz ist zwar entzündlich wie Sprengpulver, aber, wenn ich nicht irre, lodert es augenblicklich für ein anderes Ideal! Miß Viktoria — die Königin der Lust — hat es ihm angethan mit ihrem lang nachwehenden rothblonden Haar und ihrem tiefendoppelsaltomortale durch den halben Saal. Wie ich ihn kenne, ist er während der nächsten vier Wochen für alle anderen Pfeile aus Amors Köcher vollständig unverwundbar.“

Mit großen, verwunderten Augen sah Marie ihre Verwandte an.

„Das ist natürlich nur ein Scherz? Wenn Dein Bruder wirklich solche Reigungen hätte, würde er Dich doch wohl kaum zu seiner Vertrauten machen.“

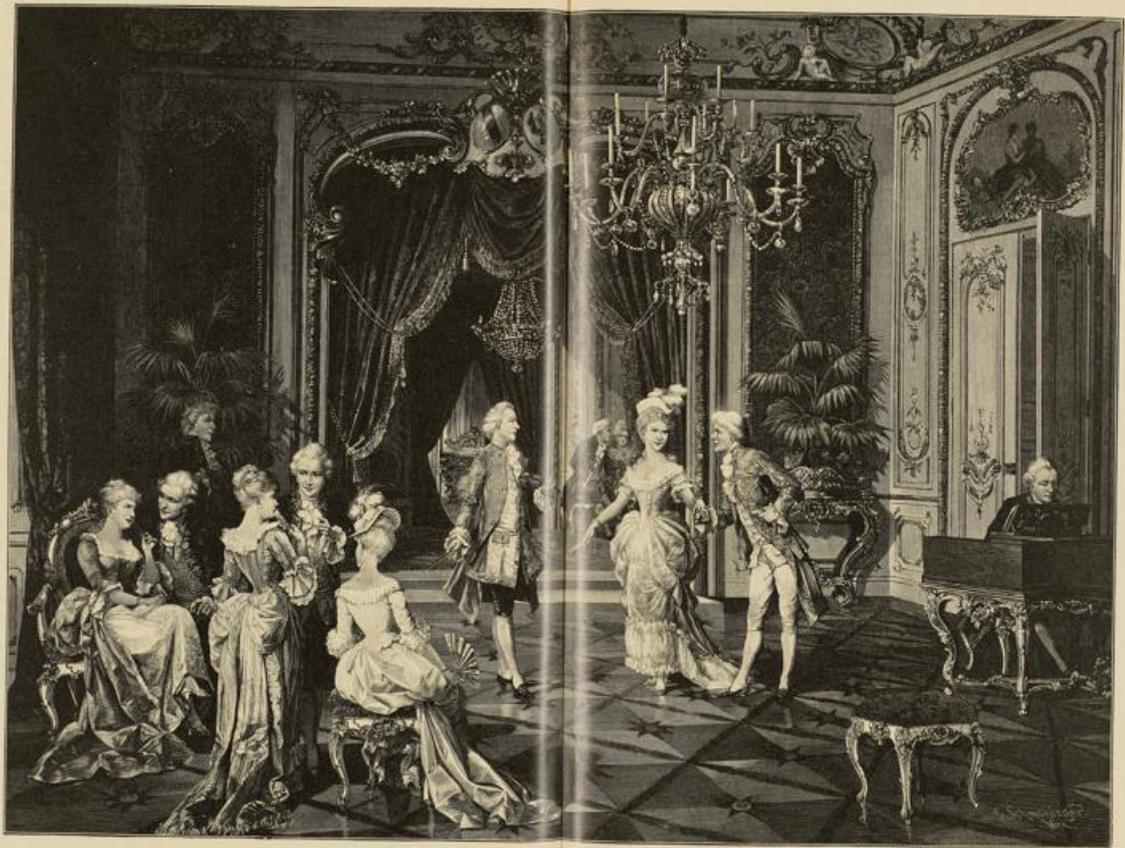
„Und warum nicht? Wir machen uns gegenseitig kein Geheimniß aus so harmlosen Dingen.“

„Harmlos? Wenn sein Herz für eine Lustspringerin in Flammen steht?“

„Aber, liebster Schatz, wozu wäre er denn ein Lieutenant? Steckte ich in seiner Haut, ich würde es genau so machen! Man sieht's an meinem Bruder Lothar, was für langweilige Philister aus den tugendhaften Duckmäusern werden.“

Das war in einem Tone so felsenfester Ueberzeugung gesprochen, daß Marie unwillkürlich lächeln mußte.

„Eine recht hübsche Anschauungsweise für ein junges Mädchen,“ sagte sie scherzend, „und da es wahrscheinlich nicht Deine Absicht ist, einen von den langweiligen Philistern zu heirathen, so würdest Du es also ganz natürlich finden, daß Dein Gatte mit vierwöchentlichem Wechsel Tänzerinnen und Lustkünstlerinnen seine Huldbigungen dargebracht hat, ehe es ihm einfiel, sich in den Däsen der Ehe zu retten?“



Tanzstunde im Grafenschloß.
Nach einem Gemälde von G. Schweninger.

Photographie in Verlage des Photographischen Salons in München.

Gilly schaute ein wenig nachdenklich drein; aber der alte Uebermuth lachte ihr doch rasch genug wieder aus den dunkeln Augen.

„Ich würde mich einfach gar nicht um die Vergangenheit meines Mannes kümmern,“ entschied sie mit großer Bestimmtheit.

„Da sind Deine Ansprüche allerdings bescheidener als die meinigen! Ich würde von dem Manne, dem ich mein ganzes Dasein zu eigen geben soll, nicht um ein Titelchen weniger fordern, als er von mir verlangen zu dürfen glaubt.“

„Wie lange wirst Du dann nach dem Rechten suchen müssen, arme Marie!“ meinte Gilly mit einem drolligen Ausdruck des Mitleids. „Nur im Phantasieland leben solche Männer.“

„So harre ich eben geduldig auf einen Prinzen aus diesem schönen Lande. Aber vielleicht siehst Du trotz Deiner bewundernswürdigen Weltkenntniß die Untugenden des starken Geschlechts schwärzer, als sie wirklich sind. Kannst Du denn vorhin nicht selbst Deinen Bruder Lothar als eine rühmliche Ausnahme?“

„Ja, der!“ lachte Gilly. „Aber er ist dafür auch einer von denen, die nie eine Frau bekommen. Oder hättest Du etwa Lust, Dich seiner zu erbarmen? Es wäre wahrhaftig ein menschenfreundliches Werk!“

Diesmal wurde Marie nicht roth wie vorhin, als sie so rasch über das Bildniß ihres Veters Engelbert hinweggegangen war, sondern sie stimmte herzlich in die lustige Rederei ihrer Base ein. Arm in Arm verließen sie nach einer Weile das Zimmerchen, und als ihr Blick zufällig auf den Flügel traf, fragte Gilly: „Wollen wir ein wenig musizieren?“

„Ich habe seit zwei Jahren keine Taste mehr berührt, und ich müßte fürchten, mich nicht gerade mit Ruhm zu bedecken.“

„O, wir sind ja ganz unter uns! — Komm, Du begleitest mich, und ich singe einige von meinen Liedern. Du hast nicht zu beforgen, daß Dir allzu Schwieriges zugemuthet werde; denn bei Wagner bin ich noch nicht angekommen.“

Sie blätterte in ihren Musikalien und legte ein Heft von Roschats Klavierlieder auf den Notenständer.

„Das getraue ich mich allerdings noch vom Blatt zu spielen,“ meinte Marie nach einem kleinen Versuch, und bald tönte Gillys helle, jugendliche Stimme frisch wie Lerchengewitzcher durch den Raum.

„Es geht ja prächtig,“ sagte sie, als das erste Lied zu Ende war. „Noch eines, Mariechen?“

„Gewiß! — Es ist ein wahres Vergnügen, Dir zuzuhören.“ Sie gab ein Vorspiel und Gilly setzte ein:

„Hab di amol blos g'legen,
A' Blid und 's war aus,
Und siber der Zeit her war
Ka' Ruah mehr in Haus.“

Da fiel von der offenen Thür her der kräftige Bariton einer ungeschulten, aber wohlklingenden Männerstimme ein:

„Ins Feld bin i zogen,
's hat müassen so sein,
Denn der Kopf war für'n Kaiser,
Doch das Herz, das war dein!“

Marie hatte ihr Spiel nicht wohl mitten in der Strophe unterbrechen können; als sie jetzt aber das Köpfchen von den Noten erhob, waren ihre Wangen mit einer allerliebsten Röthe überhaucht.

„Grüß Gott, mein liebes Bäschen! — Denn der Kopf war für'n Kaiser, doch das Herz, das war Dein! — Könnte ich mit einer zärtlicheren Versicherung unsere alte Freundschaft erneuern?“

In liebenswürdigster Unbefangenheit war Engelbert näher getreten und streckte ihr nun die Hand entgegen, von der er rasch den weißen Handschuh abgestreift hatte. Mit einem leisen Zögern legte Marie ihre Hand hinein, und der Dragonerlieutenant fühlte das zaghafte Zurückzucken der schlanken Finger, als er sie ritterlich an seine Rippen führte. Leuchtend hingen seine Augen an ihrem lieblichen Gesicht.

„Also eine Künstlerin sind Sie geworden, Bäschen!“ fuhr er fort, da sie ihm keine Antwort gab. „Sie müssen mich gelegentlich eine Probe Ihrer Meisterschaft sehen lassen; denn ich habe wahrhaftig eine heidnemäßige Ehrfurcht vor solchen Dingen. Was malen Sie denn eigentlich? Jedenfalls doch wohl Blumen und appetitreizende Stillleben mit todtten Schnepfen und angebissenen Aepfeln!“

„Ich habe überhaupt keinen Anspruch darauf, für eine Malerin zu gelten,“ erwiderte sie, ihren Blick noch immer geflüchtig auf einen der an der Wand hängenden Kupferstiche richtend, „und Wolfgang hat sehr unrecht gethan, von meinen unbedeutenden Versuchen zu sprechen.“

Zum ersten Mal hatte sie eine heiß aufsteigende Empfindung der Scham bei dem Gedanken an ihre Arbeit ums tägliche Brot. Ja, sie hatte sich für einen Augenblick versucht gefühlt, trotzig zu verleugnen, was ihr sonst eine Quelle der Genugthuung und stolzen Selbstgefähls gewesen war. Engelbert aber, den der ernste, fast herbe Ton ihrer Antwort vielleicht fürchten ließ, eine Ungeheulichkeit begangen zu haben, glitt leicht über den peinlichen Augenblick hinweg.

„Natürlich sind Sie keine zuständige Richterinnen über Ihre eigenen Leistungen,“ meinte er lächelnd. „Doch muß ich freilich auf jede Gefahr hin offen bekennen, daß meine ganze Bewunderung in diesem Augenblick einer Künstlerin gilt, die größer ist als Sie und als alle männlichen und weiblichen Maler von Apelles bis auf Hans Makart — der Künstlerin Natur nämlich, die aus dem kleinen, nachshaarigen Mädchen, das in meiner Erinnerung spulte, eine so wunderschöne junge Dame gemacht hat.“

Marie hätte Gilly dafür umarmen können, daß sie sie jetzt der Nothwendigkeit einer Antwort überhob.

„O, Du bist ja sehr hübsch im Zuge,“ hatte Gilly mit einem kleinen Anflug von Bosheit gerufen. „Und Miß Viktoria — die siebzehnjährige Perle aller Lustspringerinnen? Ist sie schon wieder entthront?“

Der Lieutenant zeigte nicht die mindeste Verlegenheit.

„Erinnere mich nicht an diesen Reinfall!“ sagte er heiter. „Nie wieder lasse ich mich darauf ein, das Alter einer Person zu schätzen, die sich in einer Wolke von Cigarrendampf fünfzig Fuß über meinem Haupte befindet. Die Königin der Lust ist seit beiläufig zwanzig Jahren die glückliche Gattin eines Virtuosen auf der freistehenden Leiter, und fünf ihrer sieben hoffnungsvollen Sproßlinge arbeiten bereits allabendlich am dreifachen Red. Jöyllisch — nicht wahr?“

Seine Selbstverpottung klang so drollig, daß auch über Mariens Gesicht ein kleines Lächeln huschte, und Engelbert betrachtete sie noch immer viel zu aufmerksam, als daß es ihm hätte entgehen können.

„Wie ich meine Schwester kenne, hat sie ohne Zweifel bereits ihr möglichstes gethan, mich bei Ihnen anzuschwärzen,“ meinte er, „aber Sie müssen mir versprechen, ihr nur die Hälfte von allem zu glauben! Sie offenbart nämlich in der Regel in ihren Berichten über meine Schandthaten eine Phantasie, um die mancher Dichter sie beneiden könnte.“

Gilly blieb ihm die Antwort nicht schuldig, und wenn auch Marie diesmal ihre Verlegenheit viel schwerer überwand, als es dem General gegenüber der Fall gewesen war, so übte doch der heitere, neckische Plauderton, der zwischen den Geschwistern üblich war, endlich auch auf sie eine anstehende Wirkung. Als Engelbert einige lustige Kasernengeschichten, die er mit unmaßnahlichem Humor vorzutragen wußte, zum besten gab, stimmte sie ohne Zurückhaltung in Gillys munteres Lachen ein, und wenn er gelegentlich an passender oder unpassender Stelle eine Huldigung für sie mit einfließen ließ, deren lähne Vertraulichkeit sie aus jedem anderen Munde mit Entrüstung erfüllt haben würde, so war dabei in seiner lebenswürdigen Natürlichkeit so viel Einschmeichelndes und Gewinnendes, daß sie nicht die geringste Reizung fühlte, ihm zu zürnen.

„Du reitest doch auch, Marie?“ fragte Gilly mit einem ihrer unberechenbaren, plötzlichen Einfälle, als ihr Bruder eben eine ergötzliche Anekdote von der Reitbahn erzählt hatte. „Engelbert wird ohne Zweifel einen viel aufgeräumteren Kavaliere abgeben, wenn er künftig bei unseren Morgenritten auch Dich an seiner Seite hat.“

Sie hatte gewiß nicht beabsichtigt, sich einer Unzartheit schuldig zu machen; aber der sorglos fröhliche Ausdruck verschwand so jäh als grell aufzuckenden Blitzstrahls die gähnende Tiefe des Abgrundes erkannt, der sie von diesen glücklichen, auf den sonnenbeschienenen Höhen des Lebens wandelnden Menschenkindern trennte. Sie war nahe daran gewesen, über dem behaglichen Luxus ihrer Umgebung das dürftige Stübchen im dritten Stock zu vergessen, in welches

sie doch nach Verlauf weniger Stunden zurückkehren mußte. Eine wildschmerzliche Empfindung namenloser Bitterkeit, wie sie ihr gleich grausam und überwältigend kaum am Sarge des Vaters gekommen war, presste ihr das Herz zusammen, und in einem fast rauhen Ton, dessen trostlose Herbe die ahnungslose Cilly nothwendig aufs äußerste befremden mußte, gab sie zurück:

„Nein, ich reite nicht! Man pflegt sich dergleichen in meinen Verhältnissen nicht zu gestatten!“

Das verwöhnte Töchterchen des Generals, das sich durch die unverständliche Unfreundlichkeit seines Väschens empfindlich verletzt fühlte, verzog schmolend die frischen Lippen und verfiel in ein hartnäckiges Schweigen. Die ausgelassene Fröhlichkeit der drei jungen

Leute hatte plötzlich einen ärgerlichen Miß erhalten und Engelbert bot umsonst alle seine kleinen Künste auf, um die vorige angenehme Stimmung wiederherzustellen.

Vielleicht begrüßte darum auch er den Eintritt seines Vaters als willkommene Befreiung aus einer unbequamen Lage. Der General entschuldigte sich in den verbindlichsten Ausdrücken bei seiner Michte, daß dienstliche Angelegenheiten ihn für eine Weile gehindert hätten, sich ihr zu widmen, und nach einem kurzen Geplauder von etwas gezwungenem Charakter hatte er sowohl für Engelbert als für Cilly kleine Aufträge, welche den Geschwistern keinen Zweifel lassen konnten, daß er mit Marie allein zu bleiben wünsche. Gehorsam folgten sie dem leicht verständlichen Wink. (Fortsetzung folgt.)

Stwas vom „Rothen Gespenst“.

Die Schriftsteller der Pariser Kommune.

Von Wilhelm Lauser.

II.

Rachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es hatte wieder jenes Treiben platzgegriffen, das Camille Desmoulins schon in seinem „Vieux Cordelier“, seinem „alten Schuster“, geschildert hat: „wenn ein Blatt leidenschaftlich ist, so sucht ein anderes wahnsinnig zu sein; man hält es für eine Schande, sich in Uebertreibung und Ueberhebung von einem andern einholen zu lassen.“ So hatte man denn auch die Leiche des berüchtigten „Père Duchêne“ aus der großen Revolution wieder zu künstlichem Leben erweckt. Täglich wurden die Pariser aus ihrem Morgenschlase durch das Geschrei der Ausrufer geweckt: „Der große Zorn des Père Duchêne; er hat heute wieder einen furchtbaren Zorn, der Père Duchêne.“ Im Tone eines Mannes aus dem niedersten Volke wurde hier unter entsetzlichen Flüchen, Schimpfworten und Zoten täglich das Blut der Feinde der Kommune gefordert und über die Noth des Volkes und die Liederlichkeit der Reichen geschimpft. Der namenlose Mann aber, der solches schrieb, bei den Weibern der Vorstädte ein blindes Vertrauen genoß und mit seinem Fluchhandwerk Tag für Tag nachweisbar seine fünfzehnhundert Franken verdiente, wurde endlich als jener Eugen Vermerisch enthüllt, der sich früher als Verfasser unsauberer Romane, als Biograph und Freund von Geschöpfen der Halbwelt und als Dichter scharbittigen Lebensgenusses einen gewissen Ruf gemacht hatte.

Diesem Vermerisch stand, was Feigheit und sinnlose Grausamkeit betrifft, wohl am nächsten das Kommunemitglied Felix Pyat.

Pyat, der voriges Jahr in Paris starb, ist das Urbild jener Abart von Revolutionspriestern, welche zunächst den überlieferten Sprachschatz der großen Revolution in ihren Schriften verwerthen und, wenn ein gläubiges Volk sie beim Worte nimmt, sich als alles andere eher entpuppen, denn als Männer der That oder Märtyrer einer festen Ueberzeugung.

Nachdem der früher den Orleans ergebene Zeitungsschreiber sein Glück mit eitlichem Volks- und Schauerstücken gemacht hatte, in welchen die Schreckensmänner der Revolution verherrlicht, alle Tugenden den Proletariern zugeschrieben, alle Laster den Besitzenden und Adelligen aufgehaßt wurden, konnte es nicht fehlen, daß ihn die Volksgunst bei der Februarrevolution in die Gesetzgebende Versammlung berief. Aber schon damals stand die Ueberzeugung seines ganzen Lebens fest, Vorsicht sei das bessere Theil der Tapferkeit; und in dem Augenblicke, da er seinen Mann stellen sollte, stoh er als Weib verkleidet ins Ausland. Auch später erwachte immer in der Stunde, da es Ernst wurde, nur der alte Dramaturg in ihm, und er trug blutdürstige Monologe aus noch ungedruckten Stücken vor, wenn man eine rettende That von ihm erwartete, oder er verschwand in einer der vielen von ihm stets bereit gehaltenen Verkleidungen als Priester, Mönch oder altes Weib, sobald er angekündigt hatte, er werde für die Freiheit sterben.

Es war in der Mitte der sechziger Jahre, da erhielt ich eines Tages wie viele andere, die damals in Paris lebten, aus London unter Kreuzband einen Abdruck von Fénelons „Telemach“ zugehickt. Als ich verwundert das Ding betrachtete, nahm ich mit einem Male wahr, daß der harmlose Text in ein schwulstiges Gebet ausließ, das Pyat an „das heilige Kügeltchen“ richtete, welches Ludwig Napoleon durchbohren und die Welt von diesem Tyrannen befreien werde. Der grimmige Tyrannenhasser glaubte vielleicht, mit dem

Abenden dieser Schrift eine Großthat zu vollbringen; daß das Empfangen derselben irgendwem gefährlich werden könnte, kümmerte ihn weniger. So recht in seinem Fahrwasser befand sich Pyat, als er während der Belagerung von Paris aus dem sicheren Verstecke bei den Männern oder vielmehr bei den Weibern von Belleville in seinen Blättern „Combat“ und „Vengeur“ („Kampf“ und „Rächer“) gegen die Regierung hehen und die Aufstände vom 31. Oktober und vom 22. Januar mit sachkundiger Hand veranstalten konnte. In den ersten Märztagen predigte er sodann auf den Höhen von Belleville, der Vertrag zwischen Thiers und Bismarck habe nur die Wiederherstellung des Königthums zum Zwecke, und sobald die Kommune gebildet und er zum Mitgliede derselben ernannt war, erschöpfte er sich in den wahnwitzigsten Anträgen und Vorschlägen. So verteidigte er unter andern das Recht, Mitglieder der Kommune selbst dann zu verhaften, wenn diese die Verhaftung nicht gut heiße. Am unverföhnlichsten tobte er freilich gegen die gemäßigten Blätter, die zwar vor einigen Monaten noch gegen die Unterdrückung seines „Vengeur“ Einsprache erhoben hatten, mit denen er aber, trotzdem er allen niedrigen Leidenschaften der Menge schmeichelte, den Wettbewerb nicht auszuhalten vermochte. Als auch, zufolge echt revolutionärer Ueberlieferung, ein „Wohlfahrtsausschuß“ eingesetzt wurde, nahm er zwar anfangs seine Ernennung in denselben mit Vergnügen an, allein die Freude wurde ihm verdorben, da man gerade in dem Augenblicke, als es mit der Kommune sichtlich dem Ende zuging, die Verhandlungen desselben zu veröffentlichen anfing. Bei den bedeutlicheren Abstimmungen blieb er unter irgend einem Vorwand abwesend, und er mußte es sich gefallen lassen, daß ihm Vermorel in offener Sitzung vorwarf: „Seitdem gegen Ihren Willen und auf mein Andringen unsere Sitzungsberichte öffentlich geworden sind, haben Sie sich durch ein fast vollständiges Schweigen bemerklich gemacht und sich ausschließlich für die geheimen Ausschüsse aufbewahrt, wo Sie stets die unduldsamsten, gewaltthätigsten, schärfsten Maßregeln befürworteten. Zugleich zeigen Sie sich in Ihrem Blatt jetzt als Verteidiger der Mäßigung und Versöhnung. Ihr Spiel ist leicht zu durchschauen. Sie waren einerseits auf Ihre Beliebtheit bedacht, für den Fall, daß das Volk siegreich bliebe, und andererseits hielten Sie sich eine Hintertür offen, um im Falle des Sieges von Versailles den Verfolgungen zu entgehen.“

Diese Vorwürfe machten denn doch auf Felix Pyat einen solchen Eindruck, daß er die erste Gelegenheit benützte, um sich durch besonders heftige Redensarten weißzuwaschen. Es that auch seinem dramaturgischen Herzen äußerst wohl, als am 30. April die Freimaurer von Paris, etwa 3000 an der Zahl, mit Ordensabzeichen, Schürzen, Schärpen, Bändern und Kreuzen unter Musikbegleitung vor dem Stadthause erschienen, auf der Ehrentreppe desselben ein weißes Banner mit der Aufschrift „Liebet Euch untereinander!“ neben den rothen Fahnen der Kommune aufpflanzten und gelobten, durch ihr Erscheinen vor der Front der Versailler Truppen Versöhnung und Frieden zu erwirken. In schwungvoller Rede belobte Pyat dieselben ob ihrer edlen Absicht und feuerte sie an, wenn ihre friedlichen Versöhnungsversuche scheitern sollten, den Worten Thaten folgen zu lassen.

Noch mehr aber als die Nichtbeachtung dieses seines Mahnwortes seitens der Freimaurer, betrübte es ihn sodann, daß bei der von ihm besonders stürmisch begehrten Zerstörung der Vendôme-Säule auf allen jenen Theaterapparat verzichtet wurde, den er ausgedonnen hatte. Umsonst hatte er empfohlen, einen ungeheuern Mißhaufen herzurichten, auf den die Säule gestürzt werden sollte. Und der alte Dramaturg klagte bitterlich, daß unser Geschlecht sich nicht mehr auf die Symbolik von 1793 verstehe: eine Familienmutter hätte den ersten Hammerschlag thun, ein Kind die Geschichte des Kaiserreichs verbrennen, das ganze französische Volk mit Friedensgeräthen dem Schauspiel anwohnen sollen!

Die letzten Tage der Kommune waren herbeigekommen, alle Besitzer von Schwefel, Phosphor und ähnlichen Erzeugnissen durch das Amtsblatt der Kommune aufgefordert, sich zu melden; Paris sollte wie einst Moskau „rostopfschinit“² werden; und J. Hyat drohte im Stile seiner Schauerstücke: „Ist Herr Thiers Chemiker, so wird er uns verstehen.“ Und noch rief er in seinem Blatte den eingedrungenen Versailler Truppen zu: „Ueberall Barrikaden! Nach unseren Festungsmauern unsere Häuser, nach unseren Häusern unsere Leiber! Jedes Haus wird eine Festung sein und jeder Mann ein Mann! Ihr seid in die Höhle eingedrungen, nehmt euch vor dem Löwen in Acht! Hört die Sturmglöcke, den Generalmarsch, die Kanonen! Das ist sein Brüllen!“ Sprach's und — verschwand. Man wußte lange Zeit nicht, wo er sich aufhielt, und noch heute wird darüber gestritten, in welcher Gestalt er über die Grenze kam. Bezeichnend für diesen dramaturgischen Schreckensmann aber ist vollends, daß er, obgleich später begnadigt und sogar von den Marschällen in die Kammer gewählt, noch zuletzt auf einem Dörstchen bei Paris sich versteckte, dort einen falschen Namen und, wie das Gerücht wissen will, auch gelegentlich falsche Bärte trug. Wie es scheint, hat man ihn wenigstens gut begraben; denn bis jetzt ist er nicht wieder in neuer Gestalt aufgetaucht.

Wer hätte jemals denken sollen, in der Gesellschaft solcher Mordgefellens eines Tages auch Paschal Grouffet zu begegnen, dem hübschen, harmlosen jungen Mann, der, nachdem er die Medizin an den Nagel gehängt hatte, in dem Journalistencafé „Madrid“ uns immer so liebenswürdig von seinem Glück bei den Frauen vorschwarbionierte und so ganz zufrieden war, wenn er wieder einmal in irgend einem republikanischen, bonapartistischen oder auch legitimistischen Blatt gegen halbwegs anständige Entlohnung ein Aufsätzchen untergebracht oder von einem Buchhändler Auftrag zur Verfertigung eines schlüpfrigen Romans erhalten hatte? Grouffet erlebte zunächst seine Bekehrung zum Republikanismus, als ihn Rochefort zur Mitarbeiterschaft an seinem Blatte „La Marxeillaise“ einlud. Die Vorbeeren des letzteren ließen ihn von nun an nicht mehr zur Ruhe kommen. Er ahmte den Meister nach, wie er sich räusperte und wie er spuckte. Denn warum sollte nicht auch er wie dieser reich, mächtig und berühmt werden dürfen? Das Glück begünstigte ihn auch im Anfang ganz außerordentlich, indem es ihm den berühmten Skandal mit Peter Bonaparte und die Gelegenheit verschaffte, einen leidhaftigen Vetter des Kaisers herauszufordern und damit seinen Namen unter die Massen der Vorstädte zu bringen. Von jetzt ab hielt er sich vollends zu großen Dingen berufen. Als Rochefort die Leitung der „Marxeillaise“ niederlegte, übernahm er dieselbe in kühnem Selbstvertrauen. Allein Rochefort, der als Mitglied der Septemberregierung zeigte, wie konservativ auch er sein konnte, wenn er im Besitze der Macht war, wies ihn wegen seiner Angriffe gegen die Regierung eines Tages so demüthigend zurecht, daß er es vorzog, sein Blatt aufzugeben und seine Thätigkeit während der Belagerung ganz in die aufrührerischen Klubs zu verlegen. Nach dem Krieg vergnügte er sich aber den Spaß, Rochefort zur Mitarbeiterschaft an seinem neuen Blatte „L'Affranchi“, „Der Befreite“, einzuladen. Er konnte jetzt auch den Regierungsmann spielen, und er fühlte sich auf der gesellschaftlichen Höhe eines Metternich oder Nigra, als ihm die Kommune die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Zu diesem hohen Amte hatte ihn freilich zunächst bloß der Umstand empfohlen, daß er stets wohlgeklärte Haare, ein zierliches Schnurrbärtchen, Handschuhe, neumodische Kleider und insbesondere eine viel bewunderte Hose, ein unübertroffenes Meisterstück des Schneiderkönigs Duhautoy, trug. Grouffet selbst aber konnte seine Besinnung nicht ernst genug nehmen. Gleich am Tage seiner Ernennung richtete er eine Note an die auswärtigen

* Graf Rostopshin hat als Gouverneur von Moskau 1812 die Niederbrennung der Stadt angeordnet.

Vertreter, des Inhaltes: „Der Unterzeichnete, Mitglied der Kommune von Paris, Abgesandter für die auswärtigen Angelegenheiten, hat die Ehre, Ihnen amtlich die Bildung der kommunalen Regierung von Paris anzuzeigen. Er bittet Sie, Ihrer Regierung hiervon Kenntniß zu geben, und ergreift diese Gelegenheit, um Ihnen den Wunsch der Kommune auszudrücken, die brüderlichen Bande enger zu knüpfen, welche das Volk von Paris mit dem Volke x. x. verbinden. Genehmigen Sie . . .“ Zum Leidwesen Grouffets blieb aber der Verkehr mit den auswärtigen Mächten ein recht bescheidener; nur einmal konnte ein Mitglied der Kommune berichten, er habe einen Gedankenaustausch mit einem Vertreter der Republik Ecuador gehabt. Immerhin hat Grouffet darauf gesehen, daß seitens der Kommune nicht der diplomatische Verkehr überhaupt unmöglich gemacht werde; und als einige Tage nach seinem Amtsantritte Nationalgardien in das belgische Konsulat eingebrochen waren, um zu plündern und einen Ball zu veranstalten, setzte er es durch, daß „ein strenger Tadel im Amtsblatte gegen die Schuldigen ausgesprochen wurde“. Im übrigen wüthete Grouffet in seinem Blatte unaufhörlich gegen die Klöster in Paris, die, wie er behauptete, geheime Verbindungen mit Versailles und den Sendlingen des Papstes unterhielten; und unheimlich genug lautete die amtliche Erklärung, die er gegen den Schluß der Kommune abgab, die Genfer Konvention spreche sich über die Anwendung der furchtbaren Kräfte nicht aus, welche die Wissenschaft in den Dienst der Revolution stelle.

Auch Paschal Grouffet ist wie die ihm zunächst stehenden schriftstellerischen Berufsgeossen beim Untergange der Kommune mit dem Leben davongekommen. Er ist heute bei seinem dritten Namen und seiner dritten Entwicklungsstufe angelangt. Als unschuldiger Planderer hatte er sich „Doktor Blasius“ unterzeichnet; als Kommunarde „Grouffet“; jetzt schreibt er unter einem neuen Namen, wenigen bekannt, sehr gemäßigte Aufsätze in eine konservativ-republikanische Zeitung von Paris.

Diesen schriftstellerischen Größen der Kommune gegenüber befand sich ihr einziges Vorbild, der Laternenmann Henri Rochefort, in der unbehaglichsten Lage von der Welt. Der ehemalige Späsmacher des „Figaro“ und „Tintamarre“, der mit seiner „Lanterne“ einen unerhörten Erfolg gehabt hatte, indem er in der freien Sprache des Pariser Gassenjungen die Tuileriengesellschaft als eine Bande von Abenteurern, Dieben und Spielern behandelte, hatte sich in der Septemberregierung und dann in der Nationalversammlung von Bordeaux als eine völlige politische Null erwiesen. Und nun mußte er vollends sehen, daß ein Grouffet, ein Maroteau, ein Vermerch, ein Vallès, die er als mittelmäßige Köpfe verachtete, ihm seine Kunst, auf die Massen zu wirken, mit größtem Erfolg abgelernt hatten, so daß er mit seinem Blatte „Le Mot d'Ordre“ nicht gegen ihre Blätter aufzukommen vermochte. Der Ton, welchen er dem Bonaparte gegenüber angeschlagen hatte, paßte überdies nicht recht gegenüber seinen früheren Freunden Faure und Picard; und was wollte es besagen, wenn er gelegentlich Thiers einen Trunkenbold nannte, da der „Père Duchêne“ für denselben noch ganz andere Titel bereit hatte? Die Schlagworte der Sozialisten aber waren ihm gänzlich fremd; und so blieb ihm, wenn er sich auf der Oberfläche behaupten wollte, nichts übrig, als eben auch mit immer neuen Verhehungen und Lügen in den Wettbewerb der Kommune-Schriftsteller einzutreten. Und wahrlich, fauer genug hat er es sich hiermit Tag für Tag werden lassen. Seine Freunde klagten bald, man könne über nichts mehr mit ihm sprechen als über die Höhe „seiner Auflage“, und mehr als einmal sah ich ihn des Abends, wenn er auf den Boulevards von Kiosk zu Kiosk ging und ängstlich bei den Zeitungsverkäuferinnen nachfragte, wie viel sie von seinem „Mot d'Ordre“ absehten. Um seine Auflage zu heben, war ihm kein Mittel zu schlecht und abgeschmackt. Er ersand und schilderte die abscheulichsten Greuelthaten der Versailler Truppen, um die Versuche zu einer Versöhnung zu vereiteln. Von ihm ging die Anregung aus, Thiers' bewegliche Habe einzuziehen und sein Haus dem Erdboden gleich zu machen. Seine Aufforderung, die Kirchen zu plündern, begründete er mit dem Saße, Christus sei in einem Stalle geboren, daher dürfe der einzige Schatz in Notre-dame bloß ein Strohbandel sein.

Das Unerhörteste aber hat er in jenen Aufsätzen geliefert, in welchen er unter dem Titel „Geheimnisse des Klosters von Picpus“ die schauderhaftesten Einzelheiten von langjähriger

Einschließung von Nonnen in Käfigen, von Folterwerkzeugen, von einem Geheimgange zu einem Mönchskloster und von verhängten menschlichen Gebeinen erzählte. Am 21. Mai endlich brachte der „Mot d'Ordre“ folgenden Abschiedsgruß an die Kommune: „Angehts der der Presse bereiteten Lage hält es der „Mot d'Ordre“ für anständig, sein Erscheinen einzustellen. Mit brüderlichem Grusse Henri Rochefort.“

Nun hatte sich in der Lage der Presse gar nichts verändert; die Kommune hatte ja längst alle unabhängigen Blätter unterdrückt. Es war also klar, daß Rochefort lediglich den Aufenthalt in Paris nicht mehr gehener fand. Bekanntlich wurde er aber auf seiner Flucht ergriffen und vor das Kriegsgericht in Versailles

die Hauptpersönlichkeiten und die Ziele des Aufstandes, sofern man von solchen sprechen kann, aufs entschiedenste mißbilligte und aufs bitterste haßte und, nachdem er zuletzt als eigentliche Seele des Aufstandes hatte gelten können, mit einem Fluch auf denselben in den freiwilligen Tod ging. Es gab nie einen abgefügteren Feind der Sozialisten, einen hochmüthigeren Verächter der Massen, einen entschiedeneren Gegner des Gedankens, den Staat in unabhängige Kommunen zu zertheilen, als den Schriftleiter des „Reveil“, Ch. Delescluze, der es vielmehr immerdar als seine Lebensaufgabe betrachtet hatte, die wahre centralistische Republik nach den Gedanken seines Abgottes, des Jakobiners Robespierre, zu gründen. In seinem Blatte hatte er nur immer



Gute Freunde.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Nach einem Gemälde von Toni Aron.

gestellt; und wir wissen jetzt aus dem jüngsten Untersuchungsprozeß, der gegen ihn als Helfershelfer Boulangers geführt wurde, daß er damals auf die Frage des Richters, warum er so abscheuliche Dinge veröffentlicht habe, die er doch selber nicht glauben konnte, die nunmündene Antwort gab: „Bloß, weil ich es für meine Leser brauchte!“

Erscheinungen wie die eben geschilderten eines Rochefort, Piat, Maroteau, Vermerich und der übrigen, denen die Verführung des Volkes lediglich ein Geschäft oder Zeitvertreib ist, lehren ohne Zweifel bei allen Umwälzungen und Aufständen, wenn auch vielleicht nicht in so abstoßender Gestalt, wieder. Aber noch nie zuvor war der Revolutions-Vreugel wie bei der Pariser Kommune in die Nothwendigkeit versetzt, zur Hauptgestalt seines Bildes gerade den Mann zu machen, der selber den Ursprung,

Frankreich zu überzeugen gesucht, er allein sei berufen, Robespierres Werk zu krönen; für die Sozialisten aber hatte er, so leidenschaftlich er sonst die Massen zum Umsturze des Kaiserreichs und dann der ihm nicht minder verhaßten Septemregierung aufwiegelte, nie ein gutes Wort gehabt. Im Gegentheile hatte er noch wenige Tage vor Errichtung der Kommune im Freundeskreise gegen die Sozialisten gedonnert und erklärt, man könne dieselben nur durch Flintenschüsse zur Vernunft bringen.

Nun war aber nicht bloß der 4. September, sondern auch der 18. März hingegangen und hatte ihm nicht die Macht zur Ausführung seiner Lebensaufgabe gebracht. So glaubte denn der eigensinnige alte Mann, nicht länger der verhaßten Bundesgenossenschaft von Sozialisten und Föderalisten entzraten zu sollen. Er überwand seine alte Abneigung vor den schwierigen Händen

und ruhigen Gemüthen der Arbeiter, die Verachtung gegen die Unwissenheit und Plumpheit der neuen Machthaber und schmeichelte sich bei denselben zunächst mit einer allgemeinen Zustimmungserklärung ein. Endlich in die Kommune zugelassen, ließ er es sein erstes sein, als rechtgläubiger Robespierriß alle militärischen Titelauszeichnungen, an denen doch die Kommunarden eine so kindliche Freude hatten, zu bekämpfen und insbesondere den berückigten General Cluseret zu stürzen. Sowohl sein Verlangen, die militärische Gewalt müsse nur die blinde Vollstreckerin des Willens der Volksvertreter sein, wie seine fortwährende Klage, daß die geistige Unzurechnungsfähigkeit der meisten Kommunemitglieder nicht die Abhaltung öffentlicher Sitzungen gestatte, brachte ihn mehrmals in Gefahr, verhaftet zu werden. Uebrigens bewies er, um seine Genossen wieder zu versöhnen, die Unerforschlichkeit des echten Jakobiners dadurch, daß er jeden, der etwa noch zweifelte, es blühe jetzt die wahre Freiheit in Paris, kurzweg als Verräther verurtheilte, alle mißliebigen Blätter unterdrückte und den hauptsächlich auf sein Betreiben eingesetzten Wohlfahrtsausschuß zu immer rücksichtsloserem Auftreten ermunterte.

Endlich, es waren allerdings nur noch zwei Wochen bis zum Untergange der ganzen Herrlichkeit, wurde der schönste Traum seines Lebens erfüllt: Delescluze, ein einfacher Schriftsteller und Bürger, ward an die Spitze der ganzen Kriegsverwaltung gestellt. Muthig, sicher aber gegen sein besseres Wissen und Gewissen, weisagte er der Nationalgarde in einer Ansprache den Sieg, der das Heil aller Völker sein werde. Um diesen unmöglichen Sieg an die Fahne der Kommune zu fesseln, ließ er dann durch ganz Paris von Haus zu Haus nach Widerspenstigen fahnden und die Unglücklichen, die sich durch Flucht entziehen wollten, vor das Kriegsgericht stellen und täglich neue erlogene Siegesnachrichten der Kommune verbreiten. Ja, er forderte, als die Pariser schon in Paris standen, die Nationalgarde noch auf, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen und im Nothfalle sogar, um den Feind aufzuhalten, dieses und jenes Haus mit Feuer zu zerstören.

Man weiß, wie die Kommunarden diesen Wink befolgt. Als Delescluze aber erfuhr, daß man auch Feuer an die Tuilerien, das Palais Royal und das Stadthaus gelegt hatte, rief er verzweiflungsvoll den um ihn noch versammelten Mitgliedern der Kommune

zu: „Ihr seid ein Haufe Kuchlöser, Ihr habt mich entehrt, mich, einen alten Republikaner; ich habe jetzt nichts mehr zu thun als zu sterben.“ Keiner hielt den zürnenden Greis auf; er ging nach seiner Wohnung, legte frische Wäsche und Kleider an und schritt waffenlos auf die vom Heere beschlossene Barricade am Boulevard Voltaire, wo er alsbald den gesuchten Tod fand.

Noch rauchten die Trümmer des Stadthauses und so vieler andern öffentlichen Gebäude; noch hörte man aus der Kaserne Loban das Knattern der Gewehre, welche die Gefangenen der Kommune hundertweis hinstreckten; Mac Mahon war, von der Bevölkerung ehrerbietig begrüßt, mit seinem Generalstabe daher geritten, und eben sah ich Thiers, von seinen Ministern umgeben und von 80 berittenen Gendarmen begleitet, durch die Stadt fahren. Da redet mich auf der Straße eine bekannte Stimme an. Es ist ein nach der neuesten Mode gekleideter Stutzer, mit einem zierlichen Kürbischütchen auf dem Kopfe, ein gedehntes Monocle im Auge. Lächelnd flüstert mir der Mann seinen Namen zu. Aristide Rey steht vor mir; er hat Schlapphut und Vollbart entfernt und sich so zugerichtet, daß ihn kein Späherblick zu erkennen vermag. Sonst ist er unverändert, unbeliebt durch die grauenhaften Ereignisse der jüngsten Zeit. Gleichmüthig berichtet er mir das Ende der hervorragenderen Kommunemitglieder; die Brandstiftungen und Mordthaten beirren ihn nicht in der Ueberzeugung, moralisch habe die Kommune gesiegt und dieser Sieg werde eine Bewegung über ganz Europa bringen, die nicht früher ruhen werde, als bis die ganze gegenwärtige gesellschaftliche und staatliche Ordnung aufgelöst sei.

Nun hat bekanntlich auch Thiers in seinem Vermächtniß an die Franzosen mit einem bestimmten Seitenblick über die Vogeles hinüber geweissagt, die Krankheit der Kommune werde ihre Wanderung noch durch andere europäische Länder antreten. Allein ich halte an der Ueberzeugung fest, die ich einst im Vorworte zu meinem „Tagebuch unter der Pariser Kommune“ ausgedrückt habe, daß das erst im rechten Aufstrebem begriffene deutsche Bürgerthum und ein an Mannszucht unübertroffenes Heer unüberwindliche Hindernisse für eine Nachahmung der Kommune sein würden. Jedenfalls würde diese aber nicht auf Schriftsteller rechnen können, wie sie ihr in Paris zur Verfügung gestanden haben.

Bismarcks Abschied von Berlin.

Mit Bild Seite 289.

Kaum stärker und überzeugender konnte sich dem aufmerksamen Beobachter die ewige Kraft aller Wahrheiten aufdrängen, als in den Tagen, wo es feststand, daß der große Kanzler die Reichsfeder aus der Hand legen werde und zu dem Entschluß gelangt sei, in ländlicher Zurückgezogenheit zu Friedrichruh sein Leben zu beschließen. Eine ewige Wahrheit aber bleibt, daß nichts so Großartiges in dieser wechselnden Welt geschehen kann, das nicht durch den Eindruck des Neuen, und sei's auch nur durch das, was des Tages Welle täglich unverändert an den Strand spült, in seiner Bedeutung herabgedrückt wird.

Während der Ungeheuerheit über den Ausgang dieses großen geschichtlichen Ereignisses hatte sich allerdings der Berliner Bevölkerung eine starke Bewegung bemächtigt. Wenn es keineswegs dieselbe heftige und leidenschaftliche Erregung war, welche sich zu Lebzeiten Kaiser Friedrichs bei gleichem Anlaß kundgab, so ist dies sicher auf den Umstand zurückzuführen, daß einerseits durch jene Vorgänge der Gedanke an die Möglichkeit eines Austrittes bereits Wurzel geschlagen hatte und dadurch der außerordentliche Eindruck abgeschwächt wurde, andererseits die Bevölkerung von der Ueberzeugung durchdrungen war, der Kanzler wolle gehen, und der Kaiser empfinde seinen Entschluß in gleicher Stärke wie der begeisterte Anhänger des Scheidenden.

Nach der endgültigen Thatsache trat aber eine unnatürlich ruhige Ergebung in das Unvermeidliche ein, und wenn auch die Meinungen sich theilten, wenn auch das jüngere Geschlecht, insbesondere die Studentenschaft, wenn auch die Frauen, Militärpersonen und Beamten vielfach eine fast stürmische Sympathie äußerten, wenn auch in der übrigen Bevölkerung bei manchen sich eine Stimmung bemerkbar machte, die nahe daran war, in der Lebhaftigkeit des Gefühls nach den Trauerfahnen zu greifen, die so oft in kurzer Zeit das Leid der Menge über das Hinscheiden eines edlen Hohenzollern zum Ausdruck gebracht hatten, so blieb doch im allgemeinen Berlin in dem gewohnten, ruhigen Schritt, und gegen das Wort Bismarck tauchte sich lediglich der Name Caprivi.

Und dennoch wäre es falsch, wollte man glauben, daß Dankbarkeit, Verehrung und Bewunderung für den Mann, der Deutschland sein gebietendes Antlitz verliehen, aus dem Herzen der Bevölkerung gewichen sei. Bei dem Scheiden des großen Kanzlers sind ihm Huldigungen dargebracht worden, die einen überwältigenden und zugleich rührenden Charakter trugen. Des Fürsten Abreise aus Berlin wird die Geschichte in ihre Tafeln einzeichnen, und wer theilgenommen hat an diesen tief aus dem Herzen dringenden Kundgebungen, wird den Eindruck nie wieder vergessen.

Als sich am Sonnabend den 29. März die Nachricht verbreitete, daß der Reichskanzler an diesem Tage Berlin für immer verlassen werde, war schon um die Mittagsstunde das Palais in der Wilhelmstraße umlagert. Aber erst gegen 4½ Uhr machten sich die Anzeichen der Abreise bemerkbar, indem sich die mit dem Gepäc der fürstlichen Familie beladenen Wagen in Bewegung setzten. Als die zur Abschiedsehrenwache bestimmte Schwadron der Gardékürassiere mit Standarte und Regimentsmusik an dem Palais vorüber nach dem Lehrter Bahnhof zog, begannen sich auch die Linden bis zum Brandenburger Thor mit Menichenmassen zu füllen, und als endlich kurz nach 5 Uhr die fürstliche Familie, der Kanzler mit seinem Sohn Herbert voranführend, erschien, schollen dräuende Huldriebe ihr entgegen. Aber es blieb dabei nicht. Schon in der Wilhelmstraße hatte sich das Publikum stürmisch und begeistert an den Fürsten herangedrängt. Hände streckten sich aus, dichter zog sich der Kreis, der Schutzleute nicht achtend. Da jeder noch einmal in die Nähe des nun für immer Scheidenden gelangen wollte, ward der Wagen umringt und gehemmt und vermochte sich nur im langsamen Schritt fortzubewegen. Frauen überhäuften den Fürsten mit Blumen, vielen reicht er bewegt die Hand, und erst allmählich wird die Bahn frei und erreicht der Kanzler, bis zum Ziel von den lebhaftesten Kundgebungen begrüßt, den Bahnhof.

Hier aber gestaltete sich die Feier in noch weit großartigerer Weise. Zahlreiche Damen, die schon seit fast einer Stunde des Kommenden geharrt hatten, überreichten dem Kanzler abermals Blumenkränze, und beäunende Durrah von feinen der dicht angehaften Massen erfüllten die Luft. Bald nach fünf Uhr nahm die Ehrenwache der Gardékürassiere in ihren schimmernden Uniformen mit gezogenem Säbel Stellung auf dem Bahnsteig; vor dem Bismarckschen Salonwagen hatte sich ein auserwählter Kreis von der fürstlichen Familie nahestehenden Personen eingefunden, Vertreter des Kaisers, Gesandte, hohe Militärs, Minister, höhere Beamte hatten sich ihnen angeschlossen, und auch der neue Reichskanzler von Caprivi ragte unter der Menge hervor. In der Halle des Bahnhofes überreichten Abgesandte des Kaisers und der Kaiserin dem Fürsten Bismarck wundervolle Blumen, ein Weidenkissen, in dessen Mitte sich ein prachtvoller Lorbeerkranz mit schwarz-weiß-rother Schleife befand, und einen Korb mit duftendem Flieder, der von rothen und weißen Rosen umgeben war. Bis zur Eingangspforte schritten die Versammelten dem Fürsten entgegen, eine Fanfare der Militärmusik ertönte, inebend fiel das Publikum draußen und drinnen ein, und ein langer Austausch von Händedrüden erfolgte zwischen dem Scheidenden und den Abschiednehmenden.

Beim Beschreiten der Treppentufen näherte sich nun auch das übrige Publikum dem Kanzler; abermals boten Damen herrliche Blumen dar, und fast erdrückt von den Beweisen der Verehrung stand mitten in dem Knäuel der Fürst, streckte dankend die Hände aus oder nahm die Blumenpenden in Empfang. Auf seinem mächtigen Antlitz sah man die wechselnden Empfindungen, die auf ihn eindringen, als stürmische Rufe „Auf Wiedersehen“ an sein Ohr schlugen, und in diesen Augenblicken empfing der Scheidende sicher den Eindruck, daß unverfälschtes, von keinen Nebenabsichten beeinflusstes Gefühl diejenigen leitete, die ihm hier den letzten Abschiedsgruß oder eine Abschiedsgabe entgegenbrachten. Endlich war

der Augenblick gekommen; das zweite Zeichen ward gegeben, und der Fürst, begleitet von seinen Angehörigen, bestieg den Wagen, nachdem er die ihm nahestehenden Minister umarmt und nochmals die Hände gereicht hatte. Abermals betäubende, nicht enden wollende Hoch- und Hurrahrufe, ein letztes „Auf Wiedersehen“, dem das „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ in mächtig brausendem Gesänge folgte. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, und da, wie ein alles durchbrechender Strom, stürzte das Publikum nochmals an den Salonwagen und begleitete den „aus Amt und Würden scheidenden großen Kanzler“, bis die rascher rollenden Räder ihn den Blicken entzogen.

Sermann Selberg.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Es war am andern Morgen zu noch ziemlich früher Stunde, als Willibald von Eschenhagen durch die Anlagen des städtischen Parks schritt, die er sich „besehen“ wollte, wie er seinem Onkel beim Fortgehen erklärt hatte. Der ausgedehnte waldbartige Park, der unmittelbar vor den Thoren der Stadt lag, war allerdings sehenswerth, aber Willy achtete nicht auf die Anlagen, die zudem heute, an dem trüben Novembertage, wenig einladend erschienen. Ohne rechts oder links zu blicken, schritt er hastig vorwärts, schlug plantos bald diesen, bald jenen Weg ein und merkte es nicht, daß er dabei mehrmals an dieselbe Stelle zurückkehrte. Es schien beinahe, als wollte er mit diesem Sturmschritt eine innere Unruhe betäuben, und er war ja auch nur ausgegangen, um im Freien und allein zu sein.

Der junge Majoratsherr redete sich allerdings ein, es sei nur das Wiedersehen des Jugendfreundes, das ihn so aus der Fassung brachte. Zehn volle Jahre hatte er nichts von Hartmut gehört, durfte er ihn nicht einmal nennen daheim, und nun sah er den Verschollenen plötzlich wieder, im Glanze eines aufsteigenden Dichterruhms, wohl tief und mächtig verändert in Erscheinung und Auftreten, aber trotz alledem doch der Hartmut, mit dem er so oft die Knabenspiele getrieben. Er hätte ihn auch unvorbereitet im ersten Augenblick wiedererkannt.

Wallmoden freilich schien durch den gestrigen Erfolg sehr peinlich berührt zu sein. Er hatte kaum gesprochen auf der Rückfahrt, so wenig wie seine Frau, die schon im Wagen erklärte, die Hige im Theater habe ihr einen heftigen Kopfschmerz verursacht, und sich sofort nach der Nachhausekunft zurückzog. Der Gesandte folgte ihrem Beispiel, und als er seinem Kessen, der ihm gute Nacht wünschte, die Hand reichte, sagte er kurz:

„Es bleibt bei unserer Abrede, Willibald, Du schweigst gegen jeden, wer es auch sei! Sieh zu, daß Du Dich nicht verräthst, denn der Name Rojanow wird in den nächsten Tagen wohl in aller Mund sein! Er hat auch diesmal Glück gehabt, wie alle Abenteurer.“

Willibald hatte die Bemerkung schweigend hingenommen, aber er fühlte doch, daß es noch etwas anderes war, was dem Dichter der „Arivana“ diesen Erfolg schuf. Unter anderen Umständen hätte er dies Werk als etwas Unerhörtes, Unbegreifliches angestaunt, ohne es zu verstehen, aber gestern war ihm merkwürdigerweise das Verständnis dafür aufgegangen.

Man konnte sich verlieben auch ohne die feierliche Zustimmung der geehrten Eltern, Vormünder und Verwandten, das kam nicht bloß in Indien vor, das geschah bisweilen auch hier zu Lande. Man konnte sich auch unvorsichtigerweise mit einem Gelübde übereilen und es brechen, aber was dann? Ja, dann kam das Verhängniß, das Hartmut so grausig und doch so schön geschildert hatte! Willy war im vollen Ernste dabei, den hochromantischen Inhalt von „Arivana“ in Burgsdorfer Verhältnisse zu übersetzen, und das Verhängniß nahm dabei unverkennbar die Züge der Frau von Eschenhagen an, die in ihrem Zorne jedenfalls noch grimmiger war als eine wüthende Priesterkaste.

Der junge Majoratsherr seufzte tief auf. Er dachte an den zweiten Akt des Dramas, wo aus dem Kreise der Hindunmädchen, die zur Opferstätte zogen, eine zarte Gestalt hervorgetreten war. unendlich reizend in den weißen Schleiergewändern und mit dem Blumenkranz in den Locken. Seine Augen hatten wie gebannt an ihr gehangen, die nur zwei oder dreimal flüchtig auf der Bühne erschienen; aber dann erklang ihr Lied am Ufer des mond-schimmernden Flusses, dann erklang die helle, süße Stimme, die schon damals in Waldhofen den Zuhörer so bestrickt hatte, und

man war das alte Unheil, das er niedergelämpft und vergessen wähnte, auf einmal wieder da. Es stand riesengroß vor ihm, und das Schlimmste war, daß er es gar nicht mehr als ein Unheil ansah.

Der unermüdete Spaziergänger kam nun schon zum dritten Male an einem kleinen Tempel vorbei, der an der Vorderseite offen war und in dessen Mitte eine Bänke stand, während im Hintergrunde eine Bank zum Sitzen einlud. Willibald trat diesmal ein und ließ sich nieder, weniger aus Ruhebedürfniß, als um noch ungeörter seinen Gedanken nachzuhängen.

Es mochte zehn Uhr morgens sein und die Anlagen waren um diese Stunde fast ganz leer und einsam. Nur ein einzelner Spaziergänger, ein junger Mann in vornehmer Kleidung, schlenderte langsam und scheinbar absichtslos in den Wegen umher. Er mußte aber doch wohl jemand erwarten, denn er blickte mit offener Ungebud bald nach der Stadt und bald nach der Parkstraße, die in ziemlicher Entfernung die Anlagen begrenzte. Plötzlich aber schritt er rasch auf den Tempel zu und saßte an der Hinterwand desselben Posten, wo er nicht gesehen werden konnte, während er selbst den vorüberführenden Pfad im Auge behielt.

Nach etwa fünf Minuten kam eine junge Dame von der Stadt her, eine leichte, zierliche Gestalt, in dunklem Mantel und Pelz tragen, ein Pelzmützchen auf die krausen Locken gedrückt und einen Kuff in der Hand, aus dem eine Notenrolle hervorblühte. Sie wollte rasch vorübergehen, ließ aber plötzlich einen Ausruf der Ueberraschung hören, der freilich nichts weniger als freudig klang:

„Ah — Graf Westerbürg!“

Der junge Mann war hervorgetreten und verneigte sich.

„Welch ein glücklicher Zufall! Wie konnte ich ahnen, daß Fräulein Marietta Volkmar so früh schon in den Anlagen lustwandeln würde!“

Marietta war stehengeblieben und sah den Sprechenden von oben bis unten an, aber ihre Stimme hatte einen halb gereizten, halb verächtlichen Ton, als sie antwortete:

„Ich glaube nicht an diesen Zufall, Herr Graf, dazu kreuzen Sie zu oft und zu beharrlich meinen Weg, obgleich ich Ihnen doch hinreichend gezeigt habe, wie lästig mir Ihre Aufmerksamkeiten sind.“

„Ja, Sie sind unendlich grausam gegen mich!“ sagte der Graf vorwurfsvoll, aber doch mit unverkennbarer Dreistigkeit.

„Sie nehmen meine Besuche nicht an, verschmähen meine Blumen-gaben, erwidern nicht einmal meinen Gruß mehr bei einer Begegnung. Was habe ich Ihnen denn gethan? Ich habe es gewagt, Ihnen eine Huldigung zu Füßen zu legen in Gestalt eines Schmuckes, den Sie leider zurücksandten —“

„Mit der Erklärung, daß ich mir solche Unverschämtheiten ein für allemal verbitte,“ unterbrach ihn das junge Mädchen heftig. „Ich verbitte mir überhaupt Ihre fortwährenden Dreistigkeiten. Sie haben mir ja hier förmlich aufgelauert, wie es scheint.“

„Mein Gott, ich wollte ja nur um Verzeihung bitten wegen jener Kühnheit,“ versicherte Graf Westerbürg, anscheinend unterwürfig, aber dabei trat er zugleich mitten in den schmalen Weg, so daß es nicht möglich war, an ihm vorbeizukommen. „Ich hätte es freilich wissen können, daß Sie unnahbar sind für jeden, und daß keine ihren Ruf so eifersüchtig hütet wie Sie, schöne Marietta!“

„Ich heiße Fräulein Volkmar!“ rief Marietta zornig. „Sparen Sie solche vertrauliche Anreden für diejenigen, die sich dergleichen gefallen lassen. Ich thue es nicht, und wenn Ihre Zudringlichkeiten nicht aufhören, so werde ich anderweitigen Schutz in Anspruch nehmen.“

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Welchen Schutz?“ spottete der Graf. „Vielleicht den der alten Dame, bei der Sie leben, und die sonst immer und überall an Ihrer Seite ist, wo Sie auch erscheinen? Nur bei Ihrem Gange zu dem Professor Marani bleibt sie zurück; die Gesangsstudien bei dem alten Herrn sind allerdings nicht gefährlich, das ist aber auch der einzige Weg, den Sie allein machen.“

„Sie wußten es also, daß ich um diese Zeit nach der Parkstraße gehe? Das ist ja ein vollständiger Ueberfall! Gehen Sie mir aus dem Wege, ich will fort!“

Sie versuchte an ihm vorbeizukommen, aber der junge Mann breitete beide Arme aus, so daß er den Weg völlig versperrte.

„Sie werden mir doch erlauben, Sie zu begleiten, mein Fräulein? Sehen Sie nur, die Anlagen sind ganz einsam und verlassen; es ist kein Mensch in der Nähe, da muß ich Ihnen wirklich meinen Schutz anbieten.“

Der Park schien in der That völlig menschenleer zu sein, und eine andere wäre durch diesen Hinweis auf ihre Schutzlosigkeit wohl eingeschüchtern worden; die kleine, tapfere Marietta aber richtete sich unerschrocken auf.

„Unterstehen Sie sich nicht, mir auch nur einen Schritt zu folgen!“ rief sie in voller Empörung. „Ihre Begleitung ist mir ebenso unerträglich wie Ihre Persönlichkeit — wie oft soll ich Ihnen das noch sagen?“

„Ei, so zornig?“ fragte der Graf, mit einem boshaften Lächeln. „Nun, ganz umsonst will ich diesen Ueberfall doch nicht gewagt haben, wenigstens soll er mir einen Kuß eintragen von diesen reizenden, feindlichen Lippen.“

Er machte wirklich Miene, seinen Voratz auszuführen, und näherte sich dem hastig zurückweichenden Mädchen, aber in demselben Augenblick flog er auch, von einem furchtbaren Stöße getroffen, seitwärts und stürzte dann der Länge nach auf den feuchten Boden hin, wo er in einer sehr kläglichen Stellung liegen blieb.

Marietta hatte sich erschrocken umgewendet bei diesem ebenso unerwarteten als stürmischen Beistande, und ihr von Zorn und Kränkung heißgeröthetes Gesicht nahm den Ausdruck einer grenzenlosen Ueberaschung an, als sie den Helfer erkannte, der an ihrer Seite stand und so grimmig auf den Daliegenden blickte, als habe er die größte Lust, ihm den Garaus zu machen.

„Herr von Eschenhagen — Sie?“

Graf Westerborg hatte sich inzwischen mit einiger Mühe wieder aufgerafft und trat jetzt wüthend seinem Angreifer entgegen.

„Mein Herr, was unterstehen Sie sich? Wer giebt Ihnen das Recht —“

„Bleiben Sie mir und dem Fräulein zehn Schritt vom Leibe, ich rathe es Ihnen!“ unterbrach ihn Willibald, indem er sich vor das junge Mädchen stellte. „Sonst fliegen Sie noch einmal gegen die Bäume, und der zweite Stoß möchte nicht so gelind ausfallen wie der erste.“

Der Graf, eine schwächliche und nichts weniger als kraftvolle Gestalt, maß den vor ihm stehenden Hünen, dessen Faust er bereits gespürt hatte, einen Augenblick lang, aber das war genug, ihn zu überzeugen, daß er hier unbedingt den kürzeren ziehen müßte.

„Sie werden mir Genugthuung geben — wenn Sie überhaupt satisfaktionsfähig sind!“ stieß er mit halberstücker Stimme hervor. „Sie wissen vermuthlich nicht, wen Sie vor sich haben —“

„Einen frechen Burschen, den man mit Vergnügen züchtigt,“ sagte Willy mit großer Gemüthsruhe. „Bleiben Sie gefälligst da stehen, sonst thue ich es gleich auf der Stelle. Uebrigens heiße ich Willibald von Eschenhagen, Majoratsherr auf Burgsdorf, und bin in der Wohnung des preussischen Gesandten zu finden, wenn Sie mir noch mehr zu sagen haben. — Bitte, mein Fräulein, meinem Schutze können Sie sich unbesorgt anvertrauen, ich stehe Ihnen dafür, daß Sie nicht mehr belästigt werden.“

Und nun geschah etwas Unerhörtes, Unglaubliches. Herr von Eschenhagen bot, ohne zu stottern oder irgendwie in Verlegenheit zu gerathen, mit einer echt ritterlichen Bewegung der jungen Dame den Arm und führte sie fort, ohne sich um den zurückbleibenden Grafen weiter zu kümmern.

Marietta hatte den dargebotenen Arm angenommen, aber sie sprach kein Wort; erst als sie längst außer Hörweite waren, begann sie mit einer Schüchternheit, die sonst gar nicht in ihrem Wesen lag: „Herr von Eschenhagen —“

„Mein Fräulein?“

„Ich — ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihren Schutz, aber der Graf — Sie haben ihn beleidigt, thätlich sogar — er wird Sie fordern und Sie werden das annehmen müssen.“

„Natürlich, mit dem größten Vergnügen,“ sagte Willy, und dabei strahlte sein ganzes Gesicht, als ob diese Aussicht ihm wirklich das allergrößte Vergnügen machte. Sein blödes, linksfisches Wesen war auf einmal verschwunden, er fühlte sich als Held und Retter und gefiel sich außerordentlich in dieser neuen Stellung. Marietta blickte ihn in sprachloser Verwunderung an.

„Aber es ist furchtbar, daß das um meinetwillen geschehen soll,“ hob sie wieder an. „Und daß gerade Sie es sein müssen!“

„Das ist Ihnen wohl gar nicht einmal recht?“ fragte der junge Majoratsherr, der in seiner jetzigen gehobenen Stimmung die letzte Bemerkung übernahm. „Ja, mein Fräulein, in solcher Lage hat man aber keine Wahl, Sie mußten mich nothgedrungen zum Beschützer annehmen, wenn ich auch nicht gerade sehr hoch in Ihrer Achtung stehe.“

Ueber Mariettas Gesicht floß eine glühende Röthe bei der Erinnerung an jene Stunde, wo sie ihre ganze Verachtung über den Mann ausgeschüttet hatte, der jetzt so tapfer für sie eintrat.

„Ich dachte nur an Toni und ihren Vater,“ versetzte sie leise. „Ich bin ja schuldlos an der Sache, aber wenn ich die Ursache sein sollte, daß Sie Ihrer Braut entrissen würden —“

„Dann muß Toni das eben als eine Schickung hinnehmen,“ sagte Willibald, auf den die Erwähnung seiner Braut sehr wenig Eindruck machte. „Man kann sein Leben überall verlieren und man muß nicht immer gleich den schlimmsten Fall voraussetzen. — Wohin soll ich Sie führen, mein Fräulein? Nach der Parkstraße? Ich glaube gehört zu haben, daß Sie dahin wollten.“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, nein! Ich wollte allerdings zu dem Professor Marani, der mir eine neue Rolle einstudirt, aber jetzt kann ich nicht singen, das ist unmöglich. Lassen Sie uns einen Wagen suchen, dort drüben werden wir einen finden, ich möchte nach Hause.“

Willibald lenkte sofort seine Schritte nach der angedeuteten Richtung, und sie gingen schweigend weiter bis zum Rande der Anlagen, wo wirklich einige Miethswagen hielten. Hier blieb das junge Mädchen stehen und blickte bittend und angstvoll zu ihrem Begleiter empor.

„Herr von Eschenhagen, muß es denn sein? Läßt sich die Sache nicht ausgleichen?“

„Schwerlich, ich habe dem Grafen einen sehr ausgiebigen Faustschlag versetzt und ihn einen frechen Burschen genannt und werde natürlich dabei stehen bleiben, wenn es zu Auseinandersetzungen kommt. Aber ängstigen Sie sich nicht darüber, die Geschichte wird morgen oder übermorgen hoffentlich mit ein paar Schrammen abgemacht werden.“

„Und ich soll zwei oder drei Tage lang in dieser Angst und Ungewißheit bleiben? Wollen Sie mir denn nicht wenigstens Nachricht senden?“

Willy sah in die dunklen, thränenenerfüllten Augen, und dabei trat in die seinigen wieder jenes Leuchten wie damals, als er zum ersten Male die Stimme des kleinen „Singvögelschens“ hörte. „Wenn alles glücklich vorüber ist, komme ich selbst und bringe Ihnen Nachricht,“ erwiderte er. „Darf ich das?“

„O gewiß, gewiß! Aber wenn es nun ein Unglück giebt, wenn Sie fallen?“

„Dann bewahren Sie mir ein besseres Andenken als bisher, mein Fräulein,“ sagte Willibald ernst und herzlich. „Sie haben mich wohl für einen rechten Feigling gehalten. — O, sagen Sie nichts, Sie hatten ja recht; ich habe das selbst bitter genug gefühlt, aber es war meine Mutter, der ich gewohnt bin zu gehorchen, und die mich sehr lieb hat. Jetzt aber sollen Sie sehen, daß ich auch weiß, wie ein Mann sich zu benehmen hat, wenn ein schulploses Mädchen in seiner Gegenwart beleidigt wird, jetzt will ich jene schlimme Stunde bei Ihnen auslöschen — wenn es sein muß, mit meinem Blute!“

Ohne ihr Zeit zu einer Antwort zu lassen, rief er einen der harrenden Wagen herbei, öffnete den Schlag und wiederholte dem Kutscher Straße und Hausnummer, die Marietta ihm nannte. Sie stieg ein und streckte ihm noch einmal die kleine Hand entgegen, die er einen Augenblick lang in der seinigen hielt, dann warf sich das junge Mädchen mit einem lauten Aufschluchzen in die Polster zurück und der Wagen rollte davon. Willy blickte



Bismarcks Abschied von Berlin.

Zeichnung von E. Wauffert nach einer Skizze von C. Hofang.

Wauffert

ihm nach, so lange, bis nichts mehr davon zu sehen war, dann richtete er sich auf und sagte mit einer Art von grimmigem Wohlbehagen:

„Nun nehmen Sie sich in acht, Herr Graf! Mir ist es jetzt eine wahre Wonne, darauf loszuknallen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht!“

Die Dämmerung brach früh herein an diesem trüben Novembertage, und das Adelsbergische Palais war bereits erleuchtet, als der Fürst, der von einer kurzen Ausfahrt heimkehrte, an der Rampe vorfuhr.

„Ist Herr Rojanow in seinen Zimmern?“ fragte er beim Eintreten einen herbeieilenden Diener.

„Zu Befehl, Durchlaucht!“ erwiderte dieser mit einer Verbeugung.

„So bestellen Sie den Wagen auf neun Uhr, wir fahren nach dem Schlosse.“

Damit stieg Egon rasch die Treppe hinauf und begab sich in die Wohnung seines Freundes, die neben der seinigen im ersten Stock lag und wie die sämtlichen Räume des fürstlichen Hauses mit alterthümlicher Pracht eingerichtet war. Auf dem Tische des Wohnzimmers brannte eine Lampe, Hartmut aber lag ausgestreckt auf dem Ruhebett in einer Stellung, die Ermüdung und Abspannung verrieth.

„Du ruhst wohl auf Deinen Vorbeeren?“ fragte der junge Fürst lachend, indem er näher trat. „Verdenken kann ich Dir das nicht, denn Du hast heute keine Minute lang Ruhe gehabt. Es ist doch ein etwas anstrengendes Geschäft, ein neu aufgehender Stern am Dichterkimmel zu sein, es gehören wirklich Nerven dazu. Die Leute reißen sich ja beinahe um die Ehre, Dir Schmeicheleien sagen zu dürfen. Du hast heut einen förmlichen Empfang abgehalten.“

„Ja, und nun müssen wir noch zu Hofe!“ sagte Hartmut in einem matten, gleichgültigen Tone. Die Aussicht schien ihm nichts weniger als angenehm zu sein.

„Das müssen wir allerdings. Die hohen und höchsten Herrschaften wollen dem Sänger gleichfalls ihre Huldigung darbringen, meine allergnädigste Tante an der Spitze. Du weißt ja, sie ist so eine Art Schöngestirne und glaubt, in Dir eine verwandte Seele gefunden zu haben. Gott sei Dank! Dann befehlt sie mich wenigstens nicht fortwährend an ihre Seite und vielleicht vergißt sie darüber auch die unglückseligen Heirathspläne. Aber Du scheinst mir sehr unempfindlich zu sein gegen die fürstlichen Liebenswürdigkeiten, die schon gestern von allen Seiten auf Dich einregneten. Du antwortest ja kaum, bist Du nicht wohl?“

„Ich bin müde! Ich wollte, ich könnte all diesem Lärm entrinnen und mich nach dem stillen Rodeck flüchten.“

„Nach Rodeck? Nun, da muß es jetzt lieblich sein, im Novembernebel und in den nassen entblätterten Wäldern. Der — ein wahrer Gesehnsteranfenthalt!“

„Gleichviel, ich habe eine förmliche Sehnsucht nach dieser düsteren Einsamkeit und ich gehe auch nächstens auf einige Tage dorthin. Du hast doch hoffentlich nichts dagegen?“

„Sehr viel habe ich dagegen!“ rief Egon entrüstet. „Ich bitte Dich um Gotteswillen, was ist das für ein Einfall! Jetzt, wo die ganze Stadt den Dichter der ‚Arivana‘ auf den Schild hebt, willst Du ihr Deine hohe Gegenwart entziehen und all den Triumphen und Huldigungen entfliehen, um Dich bei lebendigem Leibe in ein spukhaftes kleines Waldnest zu vergraben, das höchstens bei Sommerschein erträglich ist. Man wird das unerhört finden.“

„Meinetwegen! Ich brauche jetzt Einsamkeit und Ruhe — ich gehe nach Rodeck!“

Der junge Fürst schüttelte den Kopf. Er war es zwar gewohnt, daß sein Freund in dieser herrischen rücksichtslosen Weise verfügte, wenn ihn gerade die Laune anwandte, und hatte ihn selbst nach Kräften darin verwöhnt; dieser Einfall aber erschien ihm doch gar zu sonderbar.

„Ich glaube, unsere Allergnädigste hat recht,“ sagte er, halb scherzend, halb vorwurfsvoll. „Sie meinte gestern im Theater: Unser junger Dichter hat Launen, wie alle Poeten! Ich finde das auch. Was hast Du denn eigentlich, Hartmut? Gestern und heute den ganzen Tag strahltest Du vor Triumph und Freude, und jetzt, wo ich Dich kaum eine Stunde allein gelassen habe,

finde ich Dich in einem förmlichen Schwermuthsanfall. Haben Dich etwa die Zeitungen geärgert? Vielleicht irgend eine boshafte, neidische Kritik?“

Er deutete nach dem Schreibtische, wo die Abendzeitungen entfaltet lagen.

„Nein, nein!“ entgegnete Rojanow hastig, aber er wandte dabei den Kopf seitwärts, so daß sein Gesicht im Schatten blieb. „Die Blätter bringen ja erst vorläufige Besprechungen und die sind sämtlich schmeichelhaft. Du weißt ja, ich bin bisweilen solchen Stimmungen unterworfen, die mich oft ohne jede Ursache überfallen.“

„Ja, das weiß ich, aber jetzt, wo das Glück Dich von allen Seiten überströmt, sollten sie Dir doch fern bleiben. Du siehst wirklich angegriffen aus, das kommt von der Aufregung, die wir beide in den letzten Wochen durchgemacht haben.“

Er beugte sich besorgt über den Freund, der ihm, wie in aufwallender Reue über sein schroffes Wesen, die Hand hinstrckte.

„Bergieb, Egon! Du mußt Geduld mit mir haben — es wird vorübergehen.“

„Das hoffe ich, denn ich will doch heut abend Ehre einlegen mit meinem Dichter. Jetzt aber werde ich gehen, damit Du Dich ausruhen kannst. Laß Dich heut von niemand mehr stören, wir haben noch drei volle Stunden bis zur Abfahrt.“

Der junge Fürst ging. Er hatte es nicht gesehen, wie bitter es um Hartmuts Lippen zuckte, als er von dem „überströmenden Glück“ sprach, und doch hatte er die Wahrheit gesprochen. Ruhm war ja Glück, vielleicht das höchste im Leben, und der heutige Tag hatte den Triumph des gestrigen nur fortgesetzt, bis plötzlich, vor einer Stunde, ein greller Mißton in diese schmeichelnden Klänge gefallen war.

Der junge Dichter hatte, als er in sein Zimmer zurückkehrte, die Zeitungen durchgesehen, die er auf dem Schreibtische fand. Sie brachten zwar noch keine ausführlichen Besprechungen der „Arivana“, erkannten aber einstimmig den großen Erfolg und den mächtigen Eindruck des Werkes an und verhiessen eingehende Kritiken für morgen; überall war von Hartmut Rojanow die Rede. Da stieß dieser, als er das letzte Blatt umwandte, auf einen anderen Namen, bei dem es ihm mit jäher, schreckensvoller Ueberraschung durchzuckte. Im nächsten Augenblick erkannte er freilich, daß er nicht damit gemeint war. Die betreffende Notiz berichtete, die jüngste Reise des preussischen Gesandten nach Berlin scheine doch bedeutungsvoller gewesen zu sein, als man annehme. Herr von Wallmoden habe in der Audienz, die er gleich nach seiner Ankunft bei dem Herzoge gehabt, offenbar wichtige Dinge zur Sprache gebracht, und jetzt werde ein höherer preussischer Offizier erwartet, der Träger einer besonderen Sendung bei Seiner Hoheit sei. Es handelte sich zweifellos um militärische Angelegenheiten, und Oberst Hartmut von Falkenried werde schon in den nächsten Tagen eintreffen.

Hartmut hatte das Blatt fallen lassen, als sei es plötzlich glühendes Eisen geworden. Sein Vater kam hierher und erfuhr dann sicher durch Wallmoden alles, mußte alles erfahren; die Möglichkeit eines Zusammentreffens war ja dann unendlich nahe gerückt!

„Wenn Du Dir eine große, stolze Zukunft errungen hast, dann tritt wieder vor ihn hin und frage, ob er es noch wagt, Dich zu verachten!“ hatte Zolika ihrem Sohne zugeflüstert, als er sich gegen die Flucht, gegen den Bruch seines Ehrenwortes sträubte. Jetzt war der Anfang zu dieser Zukunft gemacht. Der Name Rojanow trug bereits den Lorbeer des Dichters, und damit war die ganze Vergangenheit ans gelöst; sie sollte und mußte es sein, diese Ueberzeugung stand in dem Blick, den Hartmut gestern so triumphierend zu der Loge des Gesandten emporgeschickt hatte. Aber jetzt, wo es sich darum handelte, dem Auge des Vaters zu begegnen, erbeute der Trostige doch, dies Auge war das einzige, was er fürchtete auf der Welt.

Er war halb und halb entschlossen, nach Rodeck zu gehen und erst zurückzukehren, wenn er durch die Zeitungen erfahre, daß jener „hohe Offizier“ wieder abgereist sei. Und doch hielt ihn etwas, eine geheime, aber brennende Sehnsucht. Vielleicht war gerade jetzt, wo sein Dichterruhm so glänzend aufstieg, die Stunde der Veröhnung gekommen, vielleicht sah Falkenried ein, daß eine solche Kraft Freiheit und Leben brauchte, um sich zu entfalten, und verzich den unseligen Knabenstreich, der ihn bei seinen Aufschauungen sicher tief und schwer getroffen hatte. Es

war ja doch sein Kind, sein einziger Sohn, den er damals an jenem letzten Abend in Burgsdorf mit so leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme geschlossen hatte. In der Seele Hartmuts wuchs bei dieser Erinnerung übermächtig die Sehnsucht nach diesen Armen, nach der Heimath, die ihm ja dann auch nicht mehr verloren war, nach der ganzen, trotz des äußeren Zwanges doch so glücklichen, so reinen und schuldlosen Knabenzeit.

Da öffnete sich die Thür, und der Diener trat ein mit einer Karte auf dem Teller, die er überreichen wollte. Nojanow machte eine ungeduldig zurückweisende Bewegung.

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich heute niemand mehr spreche, ich will ungestört sein.“

„Ich habe den Herrn auch abgewiesen,“ berichtete der Diener, „aber er hat mich, in diesem Falle Herrn Nojanow wenigstens seinen Namen zu nennen — Willibald von Eschenhagen.“

Hartmut fuhr plötzlich aus seiner liegenden Stellung empor, er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Wie nennt sich der Herr?“

„Von Eschenhagen, hier ist seine Karte.“

„Ah — lassen Sie ihn eintreten! Sofort!“

Der Diener ging, und in der nächsten Minute trat Willibald ein, blieb aber ungewiß und zögernd an der Thür stehen. Hartmut war aufgesprungen und blickte ihm entgegen; ja, das waren noch die alten Züge, das liebe vertraute Gesicht, die ehrlichen blauen Augen seines Jugendfreundes, und mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Willy! Mein alter lieber Willy, Du bist es! Du kommst zu mir!“ warf er sich stürmisch an seine Brust.

Der junge Majorats Herr, der nicht ahnte, wie seltsam sein Erscheinen gerade in diesem Augenblick mit alten Erinnerungen seines Jugendfreundes zusammenfiel, war fast bestürzt über diesen Empfang. Er erinnerte sich, wie Hartmut sich immer herrisch gegen ihn geizt und ihn seine geistige Ueberlegenheit bei jeder Gelegenheit hatte fühlen lassen; er hatte gemeint, der gestern so hoch gefeierte Dichter der „Arivana“ müsse noch viel herrlicher und hochmüthiger sein, und nun fand er eine überströmende Zärtlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Adolf Wilbrandts „Neue Gedichte“, die soeben im Verlag der F. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger zu Stuttgart erschienen sind, werden überall willkommen heißen werden; denn unter den Charakterköpfen des neuen deutschen Parnasses nimmt derjenige Wilbrandts durch seinen geistvollen Ausdruck und seinen idealen Schwung einen hervorragenden Rang ein. Wilbrandt ist jeder Zoll ein Dichter, wenn ihm auch das eigentliche stimmungsvolle Lied fern liegt; aber eine tiefe, in breiterem Strom einherfluthende Empfindung ist ihm eigen, ebenso sinnige Lebensanschauung, Gedankenreichtum und hinreißender Schwung. Den

größeren Gedichten, in denen diese Hochfluth der Gedanken hin- und herwogt, möchten wir den Vorzug geben vor den mehr liederartigen, obgleich sich auch unter diesen einzelne von sehr glücklichem Wurf befinden. So ist reizend das Gedicht: „Winterfrühling“.

„Der Winter warf den Pelz beiseit,
Der Schnee aus seinen Locken schwand;
Er schreitet in des Frühlings Kleid
Schalmeiend durch das Land.“

Es dehnt der Wald sich, träumerisch,
Verwundert lauschen Busch und Baum;
Der Vogel pfeift, der stumme Fisch
Träumt seinen Frühlingstraum.

Märzveilchen steigt aus dem Wiegengrab: —
Und du, mein Herz! was rührt dich an?
Was hebt du deinen Wanderstab?
Was strebst du himmelan?

Ein leiser Wind im letzten Laub,
Ein süßer Ton vom ersten Lied; —
Ist's Blüthenschnee, ist's Blumenstaub,
Was durch die Lüfte zieht?

Der alte Winter lacht von fern:
Kein Blüthenschnee! Doch ja, es schneit.
Begrabt ihr schon den alten Herrn?
Noch sind wir nicht so weit!“

Auch unter den kleinen Sprüchen finden sich einzelne recht artige und sinnvolle:

„Die Freude.
Tod, Alter, Sorge wollen nicht
Gebet sein.
Die Freude harrt, im Schleier dicht,
Auf dein „Herein!““

„Resignation.
Du hast gelebt, gestrebt, geliebt —
Das heißt: du hast des Daseins Rhythmus durchschwommen,
Hast festen Rhythmus im Schwimmen dich geübt,
Aus Ufer bist du nie gekommen.“

Doch ruht der Hauptnachdruck in der Sammlung auf den größeren Gedanken-symphonien, von denen einige an die Ode erinnern, „Lebenswille“, „Die Lerche“, „Wodan“ und andere. Das eigene Erlebnis spielt eine große Rolle in der Sammlung, in der es an Bekanntnissen nicht fehlt: farbenreich aufgeführte Jugenderinnerungen, vor allem die Klage am Sarge und Grabe eines Kindes in dem Abschnitt „Tod und Trost“, der von tief ergreifender Empfindung durchdringt ist. Auch Adolf Wilbrandt, der Direktor des Burgtheaters, kommt zu Worte, nicht bloß in dem schönen Epilog, in welchem er das alte Burgtheater und seine herrlichen Leistungen rühmt, nicht bloß in den warmen und begeisterten Weiheliedern, die er

den hervorragenden Künstlern dieser Bühne widmet, sondern auch in den „Nachgedanken des gelehrten Direktors“, die sich durch Schlafrast und Schärfe auszeichnen. Der „Thurm von Arvi“ ist eine Novelle in Versen mit glänzendem italienischen Kolorit. Der Dichter richtet sich nach seinem Tagesgeschmack, er folgt nur dem Gebot innerer Begeisterung; doch was ihm die Muse eingiebt, wird allen empfänglichen Gemüthern willkommen sein.

Deutschlands merkwürdige Bäume. Die Linde zu Bordesholm. (Zu dem Bilde S. 277.) Ein Sinnbild ewiger Jugend könnte man den stolzen Baum nennen, den wir heute unsern Lesern vorführen; denn in ungebrochener Pracht und Schönheit wölbt die fünfshundertjährige Linde zu Bordesholm ihre Krone, als hätte es für sie nie Sturm und Ungewitter gegeben und als hätte das eherner Gesetz von der Vergänglichkeit alles Irdischen für sie keine Geltung. An ihrem Blüthenathem ergeht sich heute noch allkommerlich ein Geschlecht, dessen Ahnen vor Jahrhunderten schon den köstlichen Duft einjogten, den der Windhauch ihnen zutrug.

Die Maße des Stammes und die Höhe des ganzen Baumes sind nicht eben bedeutend. Der erstere hat einen Umfang von fünf Metern und die Spitze der Linde liegt etwa 24 Meter über dem Erdboden. Stattlich dagegen ist der Durchmesser der breit ausladenden Krone: er beträgt beinahe 30 Meter.

Bordesholm selbst ist ein reizend am Bordesholmer See, an der Bahnlinie von Kiel nach Altona gelegenes Kirchdorf, ein reiches Augustinerkloster. In seiner schönen gotischen Kirche ruhen unter anderem Christian Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, der Stammvater des russischen Kaiserhauses, und Herzog Georg Ludwig, der Stifter des großherzoglich oldenburgischen Hauses. Aber nicht bloß durch seine Gräber ist Bordesholm wichtig:

es ist auch die Wiege einer fruchtbareren Bilanzstätte der Wissenschaft. Bald nach Einführung der Reformation, im Jahre 1565, wurde das Kloster aufgehoben und in eine lateinische Schule umgewandelt. Diese Schule wurde später nach Kiel verlegt und durch Herzog Christian Albrecht zur Universität erhoben. So ist also das Samenorn, aus welchem die „Christina Albertina“ entsproßt ist, unter dem Schatten der Linde von Bordesholm gelegt worden.

In den Stamm der Linde ist eine einfache Holztafel eingelassen, welche folgende Inschrift trägt:

„Manches sah dein gewaltiger Dom, hochtrauende Linde,
Freude hast du und Leid mancher Geschlechter geschaut;
Größeres hast du doch nimmer gesehn als der Holsten Erhebung,
Deutschlands Stämme geeint, wiedergeboren zum Reich!“

Ein armlöser Künstler. (Mit Abbildungen.) Im Wintergarten des Centralhotels in Berlin trat in den letzten Monaten ein deutscher Künstler mit Namen C. V. Unthan auf, der durch seine Vorfürhungen gerechtes Aufsehen erregte. Der Künstler verdient schon deshalb genannt und in weiten Kreisen bekannt zu werden, weil er als leuchtendes Beispiel da steht, wie weit es ein Mensch durch Ausdauer und Thaltkraft selbst dann zu bringen vermag, wenn es die Natur unterlassen hat, ihn mit denjenigen Mitteln auszustatten, welche sie dem regelrecht gebanten Menschen zur Ausübung seines Lebensberufes mitgiebt. Unthan wurde ohne Arme geboren, aber er hat sich auch ohne dieselben zu einem nützlichen Mitgliede der Menschheit



Der Armlöser Unthan.

Nach einer Photographie von Holzphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin.

ausgebildet, daß sich sein Brot durch eigene Kraft und anerlernte Fähigkeiten ehrenvoll zu erwerben versteht und mit seinen Füßen vollkommen das auszuführen imstande ist, was sonst ein anderer mit den Armen leistet. „Als ich,“ so erzählt ein Mitarbeiter unseres Blattes, „mich in das Hotel begab, um die Bekanntschaft des Künstlers zu machen, traf ich ihn auf dem Flur. Er lehrte mit mir um, öffnete mit der Schulter die Thür seines Zimmers, und ein paar Minuten später sahen wir uns — er die entblößten Füße auf den Tisch legend — einander gegenüber. Die Füße bewegte er nun so wie ein anderer Mensch die Arme, vielleicht etwas lebhafter, denn die Fehen waren meistens in einer unruhigen Bewegung, und mehrmals berührte er, einen Kiesel verspürend, die Nase, oder schlug, seine Worte bekräftigend und eine erstaunliche Geleutigkeit an den Tag legend, mit dem rechten Fuß auf das linke Bein. Als im Laufe des langdauernden und anregenden Gesprächs die Rede auf Politik kam, ergriff Luthan eine auf dem Tisch liegende Zeitung, die er mit dem großen und dem Nebenzeh ergriffte, und später entlorfte er eine Flasche Wein und schenkte sich ein.“ Wie eine Giche fest auf einem Bein stehend, besorgt er mit dem andern alle Verrichtungen, und so wenig die Hände eines Menschen das Bedürfnis fühlen, sich im Hause zu bedecken, so wenig spürt Luthan Kälte oder Unbehagen an den Füßen. Wenn er umhergeht, bedeckt diese ein hand-schuhartiger Strumpf, über den wieder ein Schuh gezogen ist. Wenn er beispielsweise eine Thürhülle zu ziehen hat, streift er den Schuh ab, erhebt das Bein und zieht an der Glocke wie ein anderer mit der Hand. Es sei noch hinzugefügt, daß Luthan, der einen kraftvollen Körper hat und z. B. im Schwimmen geradezu Großartiges leistet, in glücklichster Ehe lebt. Seine junge Frau, eine Böhmin, über-rascht wie er selbst durch aufgeweckten Verstand. Fortwährend ist Luthan, der mehrere Sprachen vollkommen beherrscht, darauf bedacht, sich geistig anzuregen und künstlerisch weiterzubilden.

Bei seinen Vorführungen, zu denen die ersten medizinischen Fachleute Ver-lins herbeieilen, erregt namentlich sein hervortragendes Schiefstalent Erstaunen; er entfernt z. B. mit einer Kugel einen in einem Glaszylinder sitzenden Kropfen und trüft mit einer Sicherheit ins Schwarze, die nur wenige gute Schützen an den Tag legen. Er musiziert auch, spielt die Geige und bläst Cornet à Piston wie ein Künstler, und seine Erholungsstunden fällt er gern mit einem Kartenspiel aus.

Im Jahre 1869 ging Luthan auf Kunstreisen, wurde 1870 aus Paris angewiesen, wandte sich nach England und blieb dort bis 1872, in welchem Jahr er seinen Vater verlor. Von 1872-73 reiste er bei seiner Mutter in Dänemark, bereiste sodann Nord- und Südamerika, wobei er die im Innern Mexikos liegenden Städte zu Pferde — Luthan reitet und fährt so ausgezeichnet, daß er wiederholt Wettsege errungen hat — erreichte. Im Staate Colima wurde er in die Revolution hineingezogen, rettete sich aber sowohl hier wie bei dem Brande von Zamique im Herbst 1875, wo er allerdings nur mit dem nackten Leben davon kam. Aber der thalfräftige Mann fand doch Gelegenheit, seinem Impresario die Kasse aus dem Feuer zu holen, wurde dafür von diesem neu ausgerüstet und überflügeln nun, mit Gerüstführer, auf einem Mantstier die Anden von Salparaiso bis Mendoza in 9 Tagen. Dann ging nach Buenos-Ayres. Bis zu diesem Zeitpunkt war Luthan nur mit der Geige aufgetreten, von da aber nahm er auch anderes inzwischen Erlernes in seine Vorstellungen auf. Vom Jahre 1877 ab, nachdem er infolge einer edelmüthigen That sich drüben noch das gelbe Fieber zugezogen hatte, bereiste Luthan Europa und siedelte endlich dauernd nach Prag über, von wo aus er nun seine Kunstreisen unternimmt.

Tanzstunde im Grafenschloß. (Zu dem Bilde S. 280 u. 281.) Sie hat es nicht fertig gebracht, die kleine Komtesse! Das schwere Schlus-skompliment im Menuett nämlich, wo es heißt, immer tiefer, tiefer, tiefer sinken und dann auf festen Knien, ohne Kuck wieder langsam zur Höhe emporsteigen. Als die große Fermate kam: eins, zwei, dre — e — ci! — der Klavierpieler innehaltend die Hände auf den Tasten ruhen ließ, der Tanzmeister mit hochgezogenen Augenbrauen den Fiedelbogen in einer schwingvollen Achse um seinen Kopf bewegte, und die andern anfangen zu verlinken, da mußte das Komteschen lachen, die Kniee wurden wadlig, und vor dem Umfallen rettete sie nur das rasche Zugreifen des jungen Freiherrn, ihres früheren Spielkameraden, der jetzt so sterblich in die dunklen Sammetlagen und das reizende Gesichtchen verliebt ist. Nun müssen sie das mißglückte Kompliment nochmals versuchen. Wird es jetzt besser geben? Ruch, Komteschen — die Umstände sind günstig! Der

glühende Verehrer möchte am liebsten seinen Kopf ans Gelingen legen, die Zuschauer aber in dem gold- und farbenleuchtenden Saal sind alle mit sich selbst beschäftigt und passen nicht stark auf. Trümen in dem Nebenzimmer, das zwischen den schweren Sammetvorhängen des reichver-zierten Thürbogens mit dem Wappen und der neunzadigen Krone sichtbar wird, plaudern Mütter und Tanten mit den älteren Kavaliere, ohne sich viel um die Unterhaltung der vom Tanze anstrebenden Jugend zu kümmern.

Und doch ist diese gar nicht so harmlos; feurige Blicke fliegen hin und her zwischen der voll erblühten Schönheit, die in dem Sammetanteuil lehnt, und ihrem so angelegentlich herübergebeugten Nachbar; auch die stolze Dame in der langen Faltenkuppe blickt nur zerstreut auf die Mittelgruppe, ihre Augen wollen den beiden ausweichen, die aus so kurzer Entfernung eindringlich fragend auf ihr ruhen. Die zierlich Schlanke auf dem Taburet aber wendet das kleine Köpfchen zur Seite und blickt schmelzend nach dem Philosophen der Gesellschaft, der dort im Palmenschaten steht und völlig verloren ist in den Blick des holdseligen Menschenfindes, das so lieblich so lächelnd versteht, daß ihm sogar der pedantische Tanz-meister keine strenge Miene zeigen kann. Ein freundlich ermunterndes Wort — dann Kopft er mit dem Bogen auf die Geige, der Klavierpieler beginnt aufs neue, das Paar giebt sich die Hand: En avant! . . . der große Augenblick naht! . . .

Es ist ein reizendes Bild aus dem Leben der genussüchtigen Rokokozeit, das uns hier der Künstler vorführt, wir sehen die Anmuth und Heiterkeit einer verhaltenen Gesellschaft in vollem Farbenzauber wieder vor uns auflieben und meinen fast, die Flügelschläge des kleinen Gottes zu hören, den der Maler zwar nicht mit abgebildet hat, der aber nichtsdestoweniger die Haupt-perlen des ganzen galanten Kreises ist!

Menageriekinder. (Zu dem Bilde S. 285.) Das ist ein Bild aus dem Leben, von dem Künstler in einer Menagerie, die er in Slavonien sah, gemalt. Alle sind Menagerieprä-linge: der Löwe, die Affen, das Kaninchen, das Ickentköpfige Kind, und alle gute Freunde, aber auch alle noch jugendlich und deshalb selbst der gefährlich aussehende Löwe harmlos. „Veränderte der letztere,“ so erzählt der Maler, „beim Modelliren“ seine Stellung, so zog ich ihn bei den Ohren selbst wieder herum.“ Er war drei Monate alt und ließ geduldig sogar die Befähigungen der überaus leb-haften Affen über sich ergehen. Die große Jugend des Thieres ließ es aber auch allein möglich erscheinen, das wehrlose Kind ohne Gefahr in seine Nähe zu bringen; die bösarige Natur des jungen Löwen pflegt bald zum Durchbruch zu kommen, und hätte derselbe statt dreier Monate deren mehr als sechs gezählt, so dürfte es dem Künstler schwerlich mehr vergönnt ge-wesen sein, diese seltsame Gruppe von Menageriekindern nach der Natur zu malen und die heranwachsende königliche Majestät ungekräft bei den Ohren heranzuziehen.



Der Inskünstler Luthan.

Nach einer Photographie von Hofphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin.

Für unsere Knaben und Mädchen empfohlen:

Deutsche Jugend



Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Inhaltsverzeichnis des 7. Heftes, Band VIII (Preis des Heftes 40 Pf.):
 Eingekerkert. Eine Schwarzwaldbildung von D. Billinger. Mit Illustr. von J. Klein-michel. — Wie Gen Vortier zu einer Uhr kam. Eine Bärenjagdgeschichte aus dem Westen Nordamerikas; erzählt von Friedrich J. Pajeken. Mit Illustr. von A. v. Köhler. — Kleines Leben. Von Eduard Kädiger. — Gelbne Worte. Von Gneisenau (an seine Tochter). — Die Bärenjagd. Von Georg Lang. Zu dem Bilde von W. Bild. — Friedrich Wilhelm, der erste Kronprinz in Preußen. Von Werner Hagen. Mit Illustr. von Richard Kriegl. — Knackmandeln, Knigge etc.

Inhalt: Madama im Hofenban. Roman von Heinrich Erdmann (Fortsetzung). S. 277. — Deutschlands merkwürdige Bäume: Die Linde zu Bordesholm. Bild. S. 277. — Tanzstunde im Grafenschloß. Bild. S. 280 u. 281. — Etwas vom „Neuen Geheimp“. Die Schriftsteller der Pariser Kommune. Von Wilhelm Kanfer. II. S. 283. — Gute Freunde. Bild. S. 285. — Bismarcks Abschied von Berlin. (Zu dem Bilde S. 286.) Von Hermann Heiberg. S. 286. — Flammenspiele. Roman von E. Berner (Fortsetzung). S. 287. — Bismarcks Abschied von Berlin. Bild. S. 289. — Mütter und Mütter: Adolf Billbrands „Neu Geheimp“. S. 291. — Deutschlands merkwürdige Bäume. (Zu dem Bilde S. 277.) S. 291. — Ein armer Künstler. Mit Bildern auf S. 291 u. 292. S. 291. — Tanzstunde im Grafenschloß. (Zu dem Bilde S. 280 u. 281.) S. 292. — Menageriekinder. (Zu dem Bilde S. 285.) S. 292.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Erdner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.